

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

IV. Die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

IV. Die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern.

1. Erste Waffengänge.

Es hat keine Bewegung der Geister gegeben, die mit gleicher Kraftentwicklung nach so verschiedenen Seiten Front gemacht hat wie das Christentum. Wir lernten die Apokalypsen und Sibyllen kennen, ihre kühnen Angriffe gegen Babel-Rom, wir werden uns nun mit den philosophischen Schriften gegen das Heidentum, d. h. wesentlich gegen die Vertreter der griechischen Weltanschauung, zu befassen haben und in unserem letzten Kapitel sehen, daß neben dem Kampfe gegen den römischen Staat auch noch ein Vernichtungskampf im Innern, gegen sektiererisches Wesen geführt worden ist: so bewies sich die Christengemeinde gegenüber der übrigen Welt allerdings als das, wofür sie sich, ihrer Bestimmung sicher, schon frühe ausgegeben hat, als ein neues Volk. Und wie ein rein defensiver Sieg eigentlich gar keiner ist, so hat auch das Christentum den Kampf auf der ganzen Linie fast nur als Angriff geführt. Das soll uns auch wieder dieses wie die zwei nächsten Kapitel lehren.

Die ersten Kämpfe bestand die junge Lehre mit dem Judentume: der erste Märtyrer war Stephanus, einer der hitzigsten Verfolger Paulus, der Neronische Christenmord war, wie bemerkt, wahrscheinlich von Juden inspiriert, und noch aus späterer Zeit liegen uns Akten einer christlichen Auseinandersetzung mit dem Judentume vor, also daß einer der schärfsten Angreifer des Christentums, der Platoniker Celsus, im Eingange seiner Streitschrift noch einen Juden als fingierten Eklaireur voranschickt, um den Kampf auf diese Weise einzuleiten.* Aber gleichzeitig beginnt auch, so jugendfrisch regt sich

* Die schon in den Evangelien hervortretende apologetische Tendenz berühre ich hier natürlich nicht.

die Kraft der neuen Lehre, der Kampf mit den Griechen und Römern. Freilich ist dieser nicht etwas ganz Neues; auch die Juden hatten sich schon gegen die Kritik des Heidentums wehren müssen. Die allegorische Schrifterklärung, wie später jüdische Gelehrte sie übten, ist ein Verteidigungsmittel gegen die heidnische Kritik an der Bibel. Aber wir besitzen außerdem auch Schriften, die sich direkter, unmittelbarer, positiver gegen das Heidentum wenden, Traktate des edlen Denkers Philo und eine Apologie des bekannten Historikers Josephus. Philo ist, wie wir früher (S. 14) bemerkten, ganz von hellenischer Anschauungsweise durchdrungen, eine tiefe, ernste Persönlichkeit, kein Eiferer, so voll er sich des Gottesbewußtseins fühlt, so töricht er die Griechengötter findet; er will hinleiten zu einem beschaulichen Leben, in einer bestimmten jüdischen Sekte scheint er die Verwirklichung des Ideals gefunden zu haben. Aber er ist ein Apostel der Theorie, kein flammender Redner. Ihm zur Seite steht der grundverschiedene Josephus, ein Mensch voll von allgemein menschlichen, spezifisch jüdischen, ja man darf auch noch sagen: spezifisch griechischen Fehlern. Er ist im großen Judenreiche Vespasians zur rechten Zeit für seine persönliche Sicherheit zum Landesfeinde abgeschwenkt und ins Lager der Flavier, denen er dann mit der Leidenschaft des Renegaten diente, übergegangen. Aber die Sache seines Volkes lag ihm gleichwohl am Herzen, und da die starke jüdische Propaganda im Römerreiche stets viele und energische Feinde fand, die mit scharfer Feder die Umarmung der Juden bekämpften, so wandte er sich in einer Streitschrift gegen eine Anzahl dieser Autoren, um nachzuweisen, daß es nie in der Welt ein gerechteres, klügeres, bedeutenderes Volk als die Juden gegeben habe, daß sie in jeglicher Kultur von jeher den Griechen — diese sind ja der Hauptfeind — überlegen gewesen seien. Seine Polemik, so interessant sie für den Historiker ist, bleibt bis zuletzt, untermischt mit ekelhaften persönlichen Ausfällen, unerfreulich, ja widerwärtig: eine hochmütige, saftlose Propagandaschrift. Welch wunderbaren, erfrischenden Gegensatz bildet nun dazu das erste polemische Auftreten des Christentums. Es ist derselbe Kontrast wie der zwischen jener traurigen jüdischen Apokalypse (vgl. S. 23. 30), die auf den rauchenden Trümmern des zerstörten Jerusalems mit Gott Zwiegesprache hält, und den Trompetenstößen der Apokalypse des Johannes; aus dem Denkstübchen eines

Philo, vom galligen Tintenfaße des Josephus scheinen wir plötzlich an einen der heiligsten Plätze des Altertums durch den Odem der Geschichte veretzt zu werden, auf den Areopag von Athen, und vor uns steht Paulus und predigt von dem unbekanntem Gotte und gegen die Götzen. Statt der Decke der Schreibstube der blaue attische Himmel über ihm, statt der Feder in der Hand das lebendige Wort in seinem Munde; zu seinen Füßen ungläubig lächelnde Epikureer und Stoiker, in seinem Herzen die Siegesgewißheit des Glaubens. Und doch: auch dies alles ist kaum je so Wirklichkeit gewesen, auch diese Darstellung ist nur ein Erzeugnis der Literatur. Aber das gilt hier gleich; in höherem Sinne, hat man neuerdings schön gesagt, ist Pauli Predigt in Athen voll geschichtlicher Wahrheit. Seine Gedanken, daß die Griechen doch schon Gott geahnt hätten, daß aber dieser Gott nicht in Tempeln von Händen gemacht wohne, daß Gott nach den Zeiten der Unwissenheit den Menschen ansagen läßt Buße zu tun, der Hinweis endlich auf das Gericht und die Totenerweckung, dies alles enthält im Kerne die Ideen der späteren Apologetik. Und es ist ein zukunftsbestimmendes Programm. Denn wie die Apologetik ihrem eigentlichen strengen Wortsinne, der Schriftstellerei der Verteidigung, nur zum allergeringsten Teile entspricht, sondern fast durchweg Angriff ist, eben weil sie sich als Vorkämpferin eines neuen Glaubens, eines neuen Volkes fühlt, so ist Pauli Predigt ein direkter Vorstoß mitten ins Lager der Gegner, gerade los auf ihr Feldherrnzelt, auf das philosophische Athen. Und daß die Philosophen wesentlich an der Totenauferweckung Anstoß nehmen, entspricht absolut dem antik heidnischen Fühlen, gegen dieses Dogma hat sich das Heidentum am längsten und mit den schärfsten Mitteln gewehrt. So ist Pauli Predigt gewissermaßen die ideale Zusammenfassung aller jener ersten Auseinandersetzungen mit dem Griechentum in einer Person, in der Person des Heidenapostels Paulus; sie bleibt das Präludium der ganzen christlichen Apologetik.

Dieser Darstellung tritt mit der Zeit eine apokryphe Schrift zur Seite, die aber an Ursprünglichkeit weit hinter ihr zurückbleibt. Das ist die sogenannte Predigt des Petrus, die uns nur auszugsweise, im Zitate erhalten ist. Sie beginnt für uns mit dem Hinweise auf den einen Gott: „So erkennet denn nun, daß nur ein Gott ist, der den Anfang von allem gemacht hat und auch die Macht über das Ende hat, und der unsichtbar

ist und doch alles sieht, der nicht umfaßt wird und doch alles umfaßt, der nichts bedarf und dessen alles bedarf, durch den alles ist. Er ist unbegreiflich, ewig, unvergänglich, ungemacht, er selbst hat alles gemacht durch das Wort seiner Kraft. — Diesen Gott nun verehret nicht nach der Griechen Art; denn sie lassen sich von Unwissenheit leiten und verstehen Gott nicht gleich euch nach euerer vollkommenen Erkenntnis, und sie machen sich von dem, worüber er ihnen Macht zur Benutzung gegeben, ein Bild, von Holz, Stein, Erz, Eisen, Silber und Gold, und stellen, was der Materie unterworfen war, aus solchem Stoffe und Gebrauch, auf und verehren es, und was Gott ihnen zur Speise gegeben hat, die Vögel der Luft und die Fische des Meeres und das Gewürm auf dem Lande und die Tiere mit dem vierfüßigen Vieh des Ackers, Wiesel und Mäuse, Katzen und Hunde und Affen (verehren sie); und die eigenen Speisen opfern sie als Opfer Tieren, die auch verzehrt werden, und Totes bringen sie den Toten dar, als ob diese Götter wären, und so erweisen sie sich Gott gegenüber undankbar, denn damit leugnen sie, daß er sei. — Und verehret Gott nicht nach der Juden Weise, denn auch jene glauben allein Gott zu erkennen und verstehen es doch nicht, indem sie den Engeln und Erzengeln, dem Monat und dem Monde dienen. Und scheint der Mond nicht, so feiern sie nicht den Sabbat, den sie den ersten nennen, noch das Fest der ungesäuerten Brote, noch den großen Tag.“ — Dieses Stück läßt uns zwei Dinge nacheinander erkennen: zuerst die Abhängigkeit von der griechischen Polemik, die zu ihrem Inventar jederzeit den Spott auf die ägyptische Tierverehrung zählte (vgl. S. 12) und im engsten Zusammenhange damit das Unvermögen schriftstellerischer Darstellungsweise. Denn die Behandlung des ägyptischen Bestienkultus ist ohne jeden Zusammenhang der Polemik gegen die Griechengötzen angeschlossen, so daß wir erkennen, unser Autor findet sich auf diesem Gebiete noch nicht ganz zurecht.

Diese Hilflosigkeit in gewissem Sinne bleibt auch noch für die Folgezeit bestehen; es hat etwas direkt Kührendes, die noch ungewissen Tritte des alten Christentums auf dem Gebiete dessen, was man damals Philosophie nannte, zu sehen. Denn die Christen geben sich, so energisch sie sich gegen die griechische Philosophie wenden müssen, doch vielfach auch für Philosophen aus, einerseits weil die literarische Gewohnheit des Altertums

diese Klassifikation notwendig machte, anderseits weil sie doch oft genug auch eine gewisse Abhängigkeit von der hellenischen Philosophie fühlen mochten. Sie durften es jedenfalls mit demselben Rechte, wie so viele Wanderphilosophen, die damals oft in recht fragwürdiger Gestalt und von befremdlichem Äußeren in der Welt herumliefen und sich den erhabenen Namen Philosophen beileigten. Und doch ist und bleibt das Verhältnis der Christen zur Philosophie ein recht unklares. Die heidnische Bildung, die ganze sie umgebende Welt drückt ihnen für den Streit mit dem heidnischen Kultus durchaus dieselben Waffen in die Hände, wie sie damals und schon vor Jahrhunderten von den Philosophen verwendet wurden, aber dieser Streit ist doch nur Negation, die positive Verkündigung ihrer eigenen Lehre aber ist Religion, nicht aus dem denkenden Geiste entstanden, sondern aus den heiligsten Schauern des gottdurchbelebten Gemütes heraus empfangen und geboren, ist Religion, aber nie Philosophie. Darum gibt es auch mehrere unter den Christen, die nichts von den Philosophen wissen wollen und sie heftig, sogar unflätig verhöhnen. Ja, selbst die Person des Sokrates bleibt manchem Christen nicht heilig. Die meisten erkennen, daß man mit ihm rechnen muß, viele erblicken in ihm eine Art Borahnung des Christentums, aber, weil er im letzten Grunde dem Christentum und der Absolutheit seiner Forderungen an den Menschen doch nicht genügen kann, so suchen sie allerhand Fehler in ihm zu entdecken, und schließlich hat man ihn nicht minder wie die anderen Philosophen verlästert. In späteren Zeiten, als das Christentum immer mehr auch die gebildeten Kreise ergriff, hat sich denn eine eigene christliche Philosophie herausgebildet, die ganz sicher der Religion in ihrem köstlichsten Kerne Zwang antat durch die Spitzfindigkeiten des hellenischen Geistes. Das hat der Religion an sich damals wie stets geschadet.

In der älteren Zeit aber sind wir glücklicherweise noch nicht so weit, da haben wir einige wackere, einfache Leute, die sich zwar Philosophen nennen und sich abmühen, philosophisch zu denken, aber doch in unserem Sinne diesen Namen mit Recht nicht führen dürfen. Der älteste erhaltene dieser Streiter, der, wie wir schon sagten, nicht ganz mit Recht sogenannten Apologeten, ist der vor etwa 14 Jahren entdeckte Aristides, der sich selbst einen Philosophen von Athen nennt. Die Apologie ist gerichtet an den Kaiser Antoninus Pius, einen wenig ener-

gischen, nicht mehr jungen Mann, der die Schrift, wenn sie überhaupt je in seine Hände gelangt ist, wohl einfach zu den Alten gelegt haben wird. Hat er sie aber doch vorgenommen, so wird er wohl nach den ersten Seiten nicht gerade munterer geworden sein, als er schon war. Er als Mann der heidnischen Bildung konnte auch kaum anders von dieser Schrift berührt werden, die mit der alltäglichsten Polemik gegen die falschen Götter und die Götzen des Griechentums begann: derartiges mochte er oft bei den Philosophen des Tages gefunden haben. Wir aber denken und empfinden heutzutage ganz anders. Für uns ist's eine köstliche Urkunde, ein, wie ich eben schon sagte, rührendes Dokument für die Geschichte dieser Streilitteratur. Der Autor steht in dem ersten polemischen Teile ganz unter dem Banne der Tradition, er bringt, oft mit großem Ungeschick der Darstellung, fast nur ganz alltägliche Gedanken zum Ausdruck, die damals in der Luft lagen. Sie sind ihm etwas Fremdes, äußerlich Angeeignetes, aber er ist von ihrer Wahrheit, weil sie ihm überliefert sind, durchdrungen und wiederholt sie daher gern, damit sie sich recht einprägen, ja, es ist fast, als ob er sie selbst noch für sich repetierte. So ist er trotz seines Philosophennamens hier noch ein absoluter Anfänger, aber gerade dies hat etwas Bewegliches und macht ihn uns interessanter als manchen geschickten Autor und Literaten der Folgezeit. Seine Apologie beginnt nun auf gut stoische Weise: „Ich, o Kaiser, kam durch die Vorsehung Gottes in die Welt. Und da ich betrachtete den Himmel und die Erde und das Meer, die Sonne, den Mond und alles andere, staunte ich über die Ordnung dieser Dinge. Ich begriff aber, daß diese Welt und alles in ihr durch die Notwendigkeit bewegt wird, und sah ein, daß, der sie bewegte und beherrschte, Gott sei, der da ist verborgen in ihnen und bedeckt von ihnen; denn alles, was bewegt, ist stärker als was beherrscht wird.“ Ein Eindringen in diese letzten Gründe aber lehnt Aristides ab, denn Gott könne von niemand erfaßt werden: „Ich sage aber, daß Gott ist un erzeugt, un gemacht, daß er von niemandem umfaßt wird, sondern selbst alles umfaßt, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unsterblich, vollkommen und unbegreiflich. Vollkommen aber . . . bedeutet dieses, daß in ihm nicht ein Mangel ist, und nicht ist er irgendeines Dinges bedürftig, aber alles ist seiner bedürftig. Und daß ich sagte, daß er ohne

Anfang sei, bedeutet, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende hat, und was ein Ende hat, ist auflösbar. Einen Namen hat er nicht, denn alles, was einen Namen hat, ist Genosse der Kreatur. Eine Gestalt hat er nicht, auch nicht Zusammensetzung von Gliedern; denn wer diese besitzt, ist Genosse der geschaffenen Dinge." Und so geht es weiter, Gott wird nach älterem Vorgange durch rein negative Wesensbezeichnungen charakterisiert. Danach scheidet der Autor drei Geschlechter von Menschen im Hinblick auf die Religion: die Anbeter der Heidengötter, die Juden und die Christen. Er zeigt nun, wie die Heiden alle in die Irre gegangen seien, die Verehrer der Elemente und Gestirne nicht minder wie die der poetischen Griechengötter, zeigt das auf eine sehr ermüdende Weise, deren Grundrezepte immer derselbe bleibt, daß diese Gegenstände der Verehrung entweder veränderlich seien oder bestimmten Gesetzen unterworfen oder endlich sich selbst nicht zu helfen vermöchten. So heißt es z. B. von der Sonne, sie könne nicht Gott sein, denn sie bewege sich nach einem gewissen Zwange, habe bestimmte Pflichten, ließe sich in ihrem Laufe berechnen und entbehre ganz des eigenen Willens. Mit besonderer Schärfe geht Aristides dann gerade wie die jüdischen Literaten gegen die hochmütigen Griechen vor, die da sich weise dünken und doch schlimmer als die Barbaren, z. B. also die Anbeter der Sonne geirrt haben. Ihre Mythen und religiösen Vorstellungen werden nach bekanntem Schema zerpfückt, und der Apologet hält den Gegnern vor, wie sehr eine solch sündige Gesellschaft gleich den Olympiern geeignet sei, jegliche Sitte und Tugend durch ihr schlechtes Beispiel zu untergraben: auch dieser Vorwurf ist ganz nach griechischem Muster. Besonders schwelgt der Autor natürlich in den Sünden des Zeus und entrollt eine jener langen Leporellolisten, auf denen alle die Ehebrüche des Götterkönigs verzeichnet waren. Greifen wir zur Charakteristik noch einiges heraus, den Abschnitt z. B. über Apollon und Artemis: „Und nach diesem führen sie einen anderen Gott ein und nennen ihn Apollon. Und sie sagen von ihm, daß er sei eifersüchtig und veränderlich und bald einen Bogen und Köcher hält, bald aber eine Kithara und ein Plektron, und er weißagt den Menschen, damit er von ihnen Lohn empfangen. Ist denn nun des Lohnes bedürftig dieser Gott? Es ist schimpflich, daß dies alles gefunden wird in

einem Gott. — Und nach ihm führen sie ein Artemis, eine Göttin, die Schwester des Apollon, und sagen, daß sie eine Jägerin gewesen ist und einen Bogen und Pfeile trug und auf den Bergen umherstreifte, die Hunde führend, um entweder die Hirsche zu jagen oder Wildeber. Es ist schimpflich, daß ein jungfräuliches Mädchen allein umherstreift auf den Bergen und auf Tiere Jagd macht. Und deswegen ist es nicht möglich, daß Artemis eine Göttin sei.“ So geht es weiter bei jedem Gotte; ich denke, wir haben einen Begriff bekommen von der Eintönigkeit und dem Mangel an Originalität. Dieselbe Schwäche bekundet denn auch die nachfolgende Behandlung des ägyptischen Tierkultes, die wir als zum Inventar dieser Literatur gehörig schon kennen gelernt haben.

Aber nun setzt das Neue, das Erquickende ein. Nach einer kurzen Besprechung der jüdischen Religion, deren Anhänger der Christ das Lob vollkommenerer Gotteserkenntnis und großer Nächstenliebe nicht verweigert, geht er mit tiefer Wärme und überzeugender Kraft zu den Christen über, von deren Leben er eine eingehende Schilderung entwirft. Sie enthält gewissermaßen gegenüber den vielfachen moralischen Vorschriften des alten Christentums, gegenüber dem Soll das Haben der Christen und sticht in wohlthuendster Weise ab von dem unerträglichen Selbstlobe der Juden in ihren apologetischen Schriften; denn alles, was hier zum Preise christlicher Sitte und Zucht gesagt wird, wird uns von anderer Seite, darunter auch heidnischer bestätigt. „Sie treiben“, heißt es also, „nicht ein Depositum an sich, und nicht gelüftet sie nach dem, was ihnen nicht gehört; sie ehren Vater und Mutter, und denen, welche ihnen nahe sind, erweisen sie Gutes, und sie richten in Gerechtigkeit. Und die Götzen nach dem Bilde der Menschen beten sie nicht an, und etwas, was sie nicht wollen, daß es ihnen andere tun, tun sie nicht jemand an, und von der Speise der Götzenopfer essen sie nicht, denn sie sind rein, und denen, welche sie bedrücken, reden sie zu und machen sie zu ihren Freunden, und ihren Feinden tun sie Gutes. Und ihre Weiber sind rein, o Kaiser, wie Jungfrauen und ihre Töchter sanftmütig und ihre Männer enthalten sich von . . . aller Unreinigkeit wegen der Hoffnung der zukünftigen Vergeltung, die bevorsteht in der anderen Welt. Die Knechte aber und Mägde oder die Kinder,

wenn einzelne von ihnen welche haben, unterweisen sie, daß sie Christen werden, wegen der Liebe, die sie zu ihnen haben. Und wenn sie es geworden sind, nennen sie sie Brüder ohne Unterschied. Die fremden Götter beten sie nicht an und in aller Demut und Güte wandeln sie und Lüge wird nicht bei ihnen gefunden. Und sie lieben einander und von den Witwen wenden sie nicht ab ihre Aufmerksamkeit und die Waise befreien sie von dem, der sie vergewaltigt, und der, welcher hat, gibt dem, der nicht hat, ohne Meid, und wenn sie einen Fremdling sehen, so bringen sie ihn in ihre Wohnungen und freuen sich über ihn wie einen wahren Bruder, denn nicht nennen sie Brüder, die es im Leibe sind, sondern Brüder, die es im Geiste und in Gott sind. So oft aber einer von ihren Armen aus der Welt geht und ihn irgendeiner von ihnen sieht, so nimmt er sich nach Kräften seines Begräbnisses an. Und wenn sie hören, daß einer von ihnen gefangen ist oder bedrückt wegen des Namens ihres Messias, so nehmen sie sich alle seiner Nothdurft an, und wenn es möglich ist, daß er befreit werde, so befreien sie ihn. — Und wenn bei ihnen jemand ist, der bedürftig und arm ist, und sie nicht überflüssigen Bedarf haben, so fasten sie zwei oder drei Tage, damit sie den Armen erfüllen den Bedarf ihrer Nahrung . . . An allen Morgen und zu allen Stunden, im Hinblick auf die Wohlthaten Gottes gegen sie, loben und preisen sie ihn, und in betreff ihrer Speise und in betreff ihres Trankes danken sie ihm. Und wenn ein Gerechter unter ihnen aus dieser Welt geht, so freuen sie sich und danken Gott und geleiten seinen Leichnam, als wenn er von einem Orte zu einem anderen reiste. Und wenn einem von ihnen ein Kind geboren wird, so loben sie Gott, und wenn es sich wiederum ereignet und es in seiner Kindheit stirbt, so loben sie Gott gewaltiglich, weil es durchschritten hat die Welt ohne Sünden. Und wenn sie wiederum sehen, daß einer von ihnen gestorben ist in seiner Gottlosigkeit oder in seinen Sünden, so weinen sie über diesen bitterlich und seufzen als über einen, der im Begriff ist zur Strafe zu gehen . . . Und so vollenden sie die Zeit ihres Lebens. Und weil sie erkennen die Wohlthaten Gottes gegen sich, siehe, so dauern die Schönheiten, welche in der Welt sind, fort . . ." Nun wird der Kaiser aufgefordert selbst diese Schriften in die Hand zu nehmen; dann werde er erkennen, daß Aristides nicht der Anwalt der neuen Lehre sei,

sondern aus unmittelbarem Drange so habe reden müssen, weil er die christlichen Schriften gelesen und auch die Weissagungen darin bestätigt gefunden habe, mit anderen Worten, weil er bis vor kurzem selbst noch Heide gewesen sei. Noch einmal betont er stärker als zuvor, daß nur die Christen durch ihr Gebet die Existenz der Welt verbürgten, noch einmal wirft er einen Blick voll Abscheu auf die Griechen, ermahnt sie, alle Verleumdungen gegen die Christen aufzugeben und sich zu bekehren, und schließt dann, wie später so manche ähnliche christliche Schrift, mit dem Hinweise auf das kommende Gericht Gottes.

Diese alte Apologie, die wir als ein Ganzes durch einen glücklichen Zufall jetzt wieder in Händen halten dürfen, bleibt für viele, die ihr nachgefolgt sind, der Typus. Denn immer wieder, oft in recht ermüdender Breite und sehr unoriginell, kehrt der Kampf gegen die heidnischen Anschauungen, und nur der positive Teil, die Hervorhebung dessen, was die Christen nun wirklich leisten, spricht zu unserem Innern, wie es Aristides im zweiten Teile seiner Schrift getan. — Wir sehen nun in Aristides' Schrift das Christentum schon mitten im Kampfe gegen seine Feinde. Wenn der Apologet die Heiden auffordert, von ihren Verleumdungen abzustehen, so haben wir das törichte Gerede über die Christen, die Beschuldigungen wegen Gottlosigkeit, Kannibalismus und Unzucht schon kennen gelernt. Aber viele andere Angriffe, feinere, spitzigere hatten sich diesen plumpen, mehr demagogischen schon zugesellt. Zunächst scheint die Polemik der Gegner und zwar, wie bemerkt, nicht ohne heftige Anteilnahme der Juden an diesem Kampfe schon früh die Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion getroffen zu haben, man nennt ihn hilflos, schwach und wenig tapfer gegenüber seinen Feinden, man begreift nicht, daß der Sohn Gottes, wenn er es denn wirklich ist, sich nicht in seiner ganzen Herrlichkeit den Nichtern gezeigt habe, man nennt ihn um seiner Wunder willen einen Zauberer. Dem entsprechen in der heidnischen Anschauung denn auch die Vorstellungen vom Christengotte. Wenn er wirklich ewig ist, so fragen die Heiden ähnlich wie früher die Epikureer ihre stoischen Gegner, wo war er dann vor der Erschaffung der Welt, was hat er damals getan? Außerdem, heißt es weiter, stellen sich die Christen Gott nicht minder menschlich vor wie die Griechen ihre eigenen Götter: wie kann man z. B. von Gottes Finger reden, wie daran denken,

daß Gott im Paradiese spazieren gegangen? Ist nun Christus nicht von Gott gegen seine Feinde geschützt worden, so sind es auch seine Nachfolger nicht; warum schützt Gott diese denn nicht vor der Ungerechtigkeit? Wenn diese sich nun aber, wie sie doch immer vorgeben, so sehr nach Gott und dem Tode sehnen, so sollten sie doch ein Ende machen und durch freiwilligen Tod zu Gott gehen. Und ferner, wenn Gott die Götzen und ihren Dienst wirklich haßt, so bleibt es doch sehr merkwürdig, daß er nicht eingreift, nicht die Götzendiener vernichtet. Im übrigen irren sich die Christen sehr über ihre Gegner; diese denken ja gar nicht daran, die Bilder selbst zu verehren, die Bilder sind nur ein Behelf für die menschliche Schwäche. Auch wissen Griechen und Römer sehr wohl, daß ein Gott die Welt regiert, aber gerade so wie der Cäsar viele hohe Beamte unter sich hat, so stehen viele Götter als Vollstrecker des höchsten Willens unter einem Gotte. Diese weiter anzubeten ist einfach Pflicht der Pietät. Mit der christlichen Lehre steht es auch gar nicht so, wie sie vorgeben, sie ist durchaus nicht einheitlich, sie spaltet sich in Sekten ebenso wie die Philosophie. Aber Philosophen sind die Christen doch nicht; denn was für eine obsture, ungebildete, lichtscheue Gesellschaft bilden sie doch! — Ein antiker Rhetor, übrigens einer der leichtesten Schwächer, die es je gegeben, läßt an einer der ganz vereinzelt interessanten Stellen seiner langatmigen Reden sich dahin vernehmen, daß diese Leute, die einfach gar nichts feien, sich unterständen einen Demosthenes zu lästern, während man in jedem ihrer Worte mindestens einen Sprachschneider fände. Selbst verächtlich verachten sie andere, urtheilen über andere, ohne sich selbst zu prüfen, rühmen sich der Tugend und üben sie nicht, predigen Enthaltbarkeit und sind lüftern. Berauben nennen sie Gemeinschaft üben, Mißgunst heißt bei ihnen Philosophie und die Armut Verachtung der Güter. Dabei erniedrigen sie sich in ihrer Habsucht. Unverschämtheit heißen sie Freiheit, Gehässigkeit Freimut, das Empfangen von Gaben Humanität. Wie die gottlosen Leute in Palästina benehmen sie sich ebenso kriechend wie frech. Sie haben sich in bestimmter Richtung von den Hellenen oder vielmehr von allen Guten losgesagt. Unfähig, zu irgendeinem nützlichen Ziele mitzuwirken, verstehen sie meisterlich, ein Haus zu unterwühlen und die Hausgenossen aneinander zu bringen. Kein Wort, kein Gedanke, keine Tat von ihnen hat Frucht

getragen. Sie nehmen nicht teil an der Veranstaltung von Festen und sie ehren die Götter nicht. Sie sitzen nicht im Räte der Städte, sie trösten nicht die Traurigen, versöhnen nicht die Streitenden, sie fördern weder die Jugend, noch jemand anders, sie achten nicht auf die Form der Rede; aber sie verkriechen sich in die Winkel und reden da klug. Sie wagen sich schon an die Besten unter den Hellenen und sie nennen sich — Philosophen, als ob eine Änderung des Namens für sich allein etwas bedeutete und einen Theseus zu einem Hyacinthus oder Narcissus machen könnte.

Auf diese Vorwürfe, die zum Teil nicht ungeschickt waren, geben die Christen oft nur halbe und ausweichende Antwort. Es ist überhaupt in diesem Kampfe, der sich durch Jahrhunderte hindurchzieht, Jahrhunderte hindurch die Argumente auf beiden Seiten nur langsam verändert, hier wie dort viel an gründlichen Mißverständnissen geleistet worden, beide Parteien reden zumeist aneinander vorbei, weil sie beide von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Gründe und Gegengründe entscheiden überhaupt den Streit der Geister und Herzen niemals. Aber eine Reihe von Beschuldigungen haben die Christen doch aus der Welt schaffen und durch ihr Leben widerlegen können. Die Wut der Heiden über die Zurückgezogenheit der Christen, ihr Winkelwesen äußert sich in den bekannten, früher schon behandelten (S. 54) Anklagen. Da es nun in Rom damals die verschiedenartigsten geheimen Gottesdienste gab, die nach orientalischer Sitte in blutigen und wollüstigen Vorstellungen schwelgten, so konnten solche Anklagen einen gewissen Boden finden, um so mehr als eine große Gemeinschaft von Christen, die sogenannten Gnostiker, im Anschlusse an orientalische Mysterien, sich sonderbarer Symbole und Zauberformeln bediente. Darum nicht zuletzt hatte die eigentliche Kirche, wie wir noch sehen werden, auch die Notwendigkeit erkannt, mit diesen Sekten ein Ende zu machen. Hier ist es nun den Christen mit der Zeit gelungen, die Feinde wirklich mundtot zu machen; die Entwicklung der Dinge selbst half ihnen, die zunehmende Öffentlichkeit ihres Gottesdienstes widerlegte diese Beschuldigungen, und in späteren Jahrhunderten ist von ihnen denn auch nicht mehr die Rede.

Eine eingehende Betrachtung dieses Geisterkampfes lehrt uns nun, wie schon bemerkt, die übrigens in der Geschichte aller Zeiten sich stets wiederholende Tatsache kennen,

daß die Waffen dieses Streites so ziemlich dieselben bleiben, ja daß teilweise die Kämpfe der heidnischen Philosophie, der Stoiker, Epikureer und Skeptiker sich hier fortsetzen (vgl. S. 14). Aber aus dieser Tradition, deren ermüdendes Fortwuchern durch viele langweilige Traktate bezeugt wird, hebt sich doch immer wieder die menschliche Persönlichkeit heraus, die Kraft des Individuums, die aus der eigenen Brust andere Töne hervorzuholen vermag. Da steht denn vor uns die Persönlichkeit des Apologeten und Märtyrers Justin. Er war von heidnischen Eltern etwa um das Jahr 100 geboren. Er war zuerst Platoniker, sah, daß die Christen verleumdet wurden, und in der Anschauung ihres Todesmutes vor Gericht gewann er nach seinem eigenen Zeugnisse den festen Glauben, daß Verbrecher einen solchen Todesmut nicht haben könnten. Auch er hat voll von dem neugewonnenen Glauben eine Apologie an den römischen Kaiser Antoninus Pius etwa im Jahre 150 gerichtet. Aus dieser redet nun schon ein ganz anderer Geist als aus der erst behandelten Apologie des Aristides. Er wendet sich an den Kaiser und seine Mitregenten mit der nachdrücklichen Forderung, den Christen endlich Gerechtigkeit zu gewähren. Es genügte damals, wie früher bemerkt, da Christentum und Opferfeindschaft dasselbe waren, die Anklage auf christliches Bekenntnis überhaupt; gab jemand vor Gericht zu, daß er Christ sei, so wurde er verurteilt als Anhänger einer verbrecherischen Sekte, leugnete er, so war er frei, vorausgesetzt daß man seinem Zeugnisse nicht mißtraute. Geradeaus dringt nun der Apologet auf den Kaiser und seine Genossen ein: Ihr heißt, ruft er, Fromme und Philosophen und Diener der Gerechtigkeit, es wird sich aber zeigen, ob ihr's wirklich seid. Denn schmeicheln können wir nicht, wir sind nicht von Gefallsucht wie die Abergläubischen den Menschen gegenüber befangen. Uns kann nach unserer Überzeugung nichts Übles widerfahren, ihr habt die Macht uns zu töten, aber nicht uns zu schädigen. Wir verlangen Prüfung der Anklagepunkte und Bestrafung, wenn es sich so verhält, wie man sagt, im anderen Falle beleidigt ihr euch selbst aus Leidenschaft. Unser Name bedeutet nichts zur Sache; sind wir wirklich böse Menschen, so darf er uns nichts helfen, aber wenn unsere Handlungsweise gut ist, so darf der Name „Christen“ an sich uns auch nicht schaden. Jeder Übeltäter hat das Recht auf Untersuchung seiner Sache, dasselbe verlangen auch wir

von euch. Euer bisheriges Verfahren ist das Werk böser Geister, böser Dämonen; sie waren zu der Zeit, da Sokrates vor seinen Richtern stand, tätig, sie treiben auch jetzt euch zu urtheilslosem Vorgehen an. Gewiß gibt es auch böse Christen, die Beurteilung mit Recht gefunden haben, aber eben darum muß das Leben eines jeden Christen, der vor Gericht steht, geprüft und darf erst danach entschieden werden. Dies alles aber sagen wir nur euret wegen; denn wir könnten ja leugnen. Das aber sei ferne, wir streben nach dem ewigen Leben; ist dies ein Irrtum, so trifft er uns allein und niemanden anders.

Mit großer Kühnheit hat der Apologet gesprochen; aber er wagt noch mehr. Wir sind euch ja selbst, fährt er fort, Helfer zum Frieden, wenn wir meinen, böse Menschen könnten sich Gott nicht entziehen. Dächten alle Menschen an das Gericht, so würden sie besser werden. Sie sündigen aber, weil sie glauben, euch, den Sterblichen, sich zu entziehen. Sonst würden sie sich auch der schlechten Gedanken enthalten. Aber ihr fürchtet wohl solch eine allgemeine Gerechtigkeit, fürchtet, keine Gelegenheit zur Strafe zu haben. Das wäre Henker-, nicht Herrscherweise, das Werk böser Dämonen. Doch ihr wollt ja Frömmigkeit und Philosophie. Wenn ihr aber vor die Wahrheit das Herkommen setzt, so merket wohl, daß solche Herrscher so weit wie Räuber in der Wüste kommen. — Dann folgt eine Betrachtung der christlichen Tugenden und der Lehre, an der das Heidentum stets besonderen Anstoß nahm, der Lehre von der Auferstehung. Wie gering, ruft Justin, schätzen die Gottes Macht, die da sagen, man gehe zurück, woher man gekommen. Diese hätten doch gewiß auch nicht geglaubt, daß diese ganze Welt, so wie sie ist, habe entstehen können. Besser ist zu glauben, was der eigenen Natur und den Menschen unmöglich ist als gleich den anderen ungläubig zu sein. Wenn wir also großartiger denken als eure Philosophen, warum werden wir da gehaßt? —

Noch aber sucht der Apologet, der einen Sokrates hochstellt und die Philosophie schätzt, eine Art Vermittelung. Er entdeckt allerhand Bindeglieder zwischen den Griechen und Christus, auch in der Religion der Hellenen findet er verwandte Vorstellungen, so unendlich viel höher als die Moral des hellenischen Götterolymps auch die christliche Sittlichkeit steht. Christi Ankunft, ja sein ganzes Leben ist von den Propheten vorhergesagt worden.

Wir glauben daran und insolgedessen auch an das Gericht. Übrigens sagt Platon ja Ähnliches; alles eben, was die Griechen über diese Dinge erzählen, verdanken sie den Propheten; widersprechen sie sich jedoch, so liegt dies an ihrem mangelnden Verständnisse. So hat denn der Geist Gottes auch schon früher in den Menschen gewirkt, und keiner, der vor Christus in seinen Sünden gestorben ist, hat eine Entschuldigung. — Mit einer Lehre über alle die bösen Maßnahmen der Dämonen und einer interessanten Darlegung der Abendmahlsgebräuche schließt diese Apologie.

Es steht, so wenig künstlerisch disponiert die Schrift ist, ein nicht unbedeutender Mensch dahinter, ein Mann von unerschrockenstem Freimuth, unbeugsamem Rechtsgefühl und doch eine Persönlichkeit, die eine gewisse Vermittelung für möglich hält. Aber eben daraus, daß eine milde Natur hier so kühne Worte spricht, erkennen wir die Kraft der ganzen Sache, die in dem einzelnen wirkt. — Eine ganz andere Persönlichkeit als der milde, hellenisch gebildete Justin ist nun der unerfreuliche, aber originelle Babylonier Tatian. In ihm dringt wieder einmal das der hellenischen Kultur feindliche Oriententum hervor, das eigentlich immer gegrollt und nur mit Widerstreben hier und da mit dem übermächtigen griechischen Wesen paktiert hatte. Tatian ist ein Barbar und nennt sich voller Stolz so. Für ihn ist alle Wissenschaft und Kunst bei den Orientalen ursprünglich, die Griechen sind nur Nachahmer. Die hellenische Wohlredenheit ist eitel Schwindel, die Poesie der Griechen lasterhaft, ihre Philosophen sind Prasser, hochnäsigt, albern, sie widersprechen sich untereinander, alle Wissenschaft ist überhaupt Geschwätz. Dagegen enthalten die sogenannten barbarischen Schriften in ihrer äußeren Einfachheit die ganze Wahrheit. — Ich übergehe hier natürlich Tatiens Ausfälle gegen die griechischen Götter und alle diese landläufigen Themata. Der Barbar ist allerdings nicht stark genug in ihm, um überhaupt von der griechischen Kultur abzusehen, er bringt auch allerhand Notizen über griechische Statuen bei, aber es ist ihm nachgewiesen worden, daß er irgendeine ältere Schartefe über dies Thema erzerpiert hat und nicht einmal genau, gleichwohl besitzt er die Unverschämtheit zu behaupten, daß er die Bilder alle auf seinen Reisen gesehen habe. Entsprechend seiner orientalischen Vorliebe schließt er denn auch mit der Hervorhebung des Alters

der jüdischen Schriften gegenüber der jungen griechischen Kultur. Er ist also wirklich ein Barbar, und nicht einmal ein ganz ehrlicher, aber man möchte ihn doch nicht missen; ein Mensch von so elementarem Instinkte des Hasses gehört in das Bild der Zeit hinein.

So hebt sich denn eine interessante Persönlichkeit nach der anderen vor uns empor. Aber auch das Heidentum besann sich und ging zu systematischeren Angriffen vor. Auch hier zählen wir bedeutende Persönlichkeiten, und wenn auch keine unter ihnen hinausragt zur Höhe so mancher christlichen, eines Tertullian und Augustin, so sind ihre Argumente doch so scharf und fein, daß sie bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten haben.

2. Die Zeit Tertullians.

Der bekannte Satz, daß Bücher ihre eigenen Schicksale haben, bestätigt sich in weitester Ausdehnung auch auf dem Gebiete der christlichen Literatur. Eine Anzahl der allerältesten, also auch der wichtigsten Schriften ist uns verloren gegangen, andere haben sich, nachdem man sie lange verloren geglaubt, wie durch ein Wunder wieder entdecken lassen, und bei der großartigen Findertätigkeit der modernen Wissenschaft, die schon die Suche nach alten Büchern zu einer Art Methode ausgestaltet hat, sind die größten Überraschungen noch immer zu erwarten. Nur in einem Falle indessen wird man gut tun, seine Hoffnungen etwas zu beschränken, wenn es sich nämlich um Bücher handelt, die von den Christen selbst nach Kräften der Vergessenheit oder der Vernichtung preisgegeben worden sind. Da haben die Christen mit großem Erfolge und guter Methode gearbeitet. Das gilt einerseits von den häretischen Christen, die sich auch nur zu einem unbedeutenden Teil trotz größerer, neuerer Funde erhalten haben, und zweitens von den Streitschriften gegen das Christentum überhaupt. Von diesen letzteren ist bisher noch keine dem sonst so ertragreichen ägyptischen Boden entstrichen, und meines Erachtens ist auch nicht viel Aussicht darauf, daß dies je geschehen wird. Diese Streitschriften sind uns nun freilich zu einem guten, ja man kann sagen, in ihrem besten Teile durch christliche Gegenschriften, von denen freilich auch manche verloren gegangen, erhalten worden. In ihrem besten, in ihrem interessantesten Teile:

denn es lag den Christen bei ihrer Bekämpfung natürlich besonders daran, die schlimmsten, gefährlichsten Sätze aus ihnen gründlich zu widerlegen. Immerhin aber ist eine solche Erhaltung durch die Zitate der Gegner doch nur fragmentarisch; manches, das uns heute besonders interessieren würde, mag doch bei dieser Polemik unter den Tisch gefallen sein. Gleichwohl wird eins aus den christlichen Gegenschriften ersichtlich: die Gegner haben, wie schon früher (S. 78) bemerkt, zwar oft die Heiden mißverstanden und noch häufiger ihre Argumente nur sehr schwach widerlegt, aber niemals, wie wir es noch kontrollieren können, ihren Wortlaut verdreht oder auch nur leise Umstellungen versucht. Ihre Ehrlichkeit steht also ganz außer Frage.

Auf diese Weise ist uns denn ein guter Teil der berühmten Schrift des Platonikers Celsus gegen das Christentum erhalten. Er nannte sie das „wahre Wort“. Sie galt für so gefährlich, daß noch 60 bis 70 Jahre nach ihrem Erscheinen — sie mag nach der Meinung der besten Kenner zwischen 177 und 180 n. Chr. entstanden sein — der Kirchenvater Origenes sich auf Wunsch eines Freundes entschloß, sie in einem umfangreichen Werke zu bekämpfen. Er hat sich dazu recht wenig Zeit genommen, seine schnell arbeitende Feder setzte sich in Bewegung, ohne daß er selbst einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit dieses Christenfeindes gewonnen hatte. Das zeigt sich besonders in einem Falle. Er hatte irgendwie sich die Meinung gebildet, Celsus sei Epikureer gewesen. Unter dieser Voraussetzung beginnt er seine Gegenschrift. Aber im weiteren Verlaufe seiner Arbeit findet er zu seiner Bewunderung, daß der Feind gar nicht so epikureisch denke, sondern vielmehr dem Platonismus zuneige. Anstatt aber nun seine Schrift noch einmal daraufhin umzugestalten oder durchzusehen, läßt er ruhig stehen, was er unter falscher Voraussetzung geschrieben: die Sache hatte eben Eile und die Arbeit sollte schnell erscheinen. So sind wir denn noch heute imstande, nachzuweisen, daß der christliche Gegner einer verlorenen heidnischen Schrift recht flüchtig gearbeitet hat. Aber auch sonst hat Origenes' Buch zahlreiche Mängel. In mehr als einem Falle fühlt er, daß der Feind gar nicht so unrecht habe, und weiß sich dessen treffenden Argumenten nur mit sehr gewundenen Gegengründen zu entziehen. Um sich zu helfen, sagt er nun bei jeder Gelegenheit, Celsus sei ein Wirrkopf ersten Ranges; aber durch

Origenes selbst haben wir zumeist den besten Gegenbeweis in Händen.

Celsus hatte sich etwas besser auf sein Werk vorbereitet als sein späterer Gegner. Fern davon, den albernen Volksgerüchten über die Vertreter des neuen Glaubens sein Ohr zu leihen, hatte er sich durch gründliche Lektüre der christlichen Bücher, der Bibel, der häretischen Schriften und der Apologien Kunde von der Lehre wie vom Leben der Christen zu verschaffen gewußt. In dieser Rüstung trat er den Gegnern in den Weg. Ihm gilt es vor allem die Wahrheit; seinem kritischen Verstande widersteht das bedingungslose Glauben im Christenlager, der Ruf: prüfe nicht! ist ihm ein Greuel. Denn eben bei einer genauen Prüfung zerfällt dieser Glaube ja in ein Nichts. Und nun begibt sich Celsus, dessen Gedankengang ich hier übrigens nicht wiederherstellen will noch kann, sondern nur ungefähr skizziere, an eine Widerlegung, die man, trotzdem sie auch früher Gesagtes gelegentlich wiederholt, eine entschieden wissenschaftliche nennen muß, weil sie von großen Gesichtspunkten ausgeht; er arbeitet nach einer Methode, die immer wieder von den Gegnern des Christentums befolgt worden ist. Vor allen Dingen muß man, meint Celsus, nicht das Christentum als gesonderte Erscheinung betrachten, sondern ihm seine Stellung innerhalb der Religionen der ganzen Welt zuweisen. Denn es hat Analogien zu anderen Religionen und Kulturen; von dem heidnischen Gotte Asklepios werden ähnliche Dinge wie von Christus erzählt, Mithras und seine Mysterien finden Vergleichspunkte im christlichen Kult, und auch die Jungfrauengeburt ist nichts Originelles, sondern Ähnliches gibt es auch bei den Griechen. Dann aber trenne man doch ja das Alte Testament und das Neue. Das Alte Testament berichtet eine Menge der unfittlichsten Geschichten: wie kann man nur ein solches Buch als Erbauungsbuch ansehen! Dazu verheißt Moses lauter zeitliche Güter, während Christus Liebe und Enthaltbarkeit predigt. Das Törichteste ist nun, diese Geschichten, wie Juden und Christen es vielfach tun, allegorisch zu deuten, das ist ein sehr unsicherer und schwankender Boden, ist nur ein Auskunftsmittel der Verlegenheit. Aber nun nehme man überhaupt einmal das Alte Testament. Wie kindlich ist da doch die Schöpfungsgeschichte, der Bericht über den Sündenfall! Wie kann vor der Erschaffung der Sonne schon von Schöpfungstagen die Rede sein, wie kann Gott ruhen, wie

weiter sprechen, wie endlich fogar Neue über sein Werk empfinden? Dazu wird dem Teufel hier und in dem Neuen Testamente viel zu große Macht über die Welt eingeräumt. Auch braucht Gott gar keine Sintflut für die Menschen; denn alle Elementarereignisse dienen der gesamten Welt, und es ist sehr töricht, wenn die Menschen alles nur auf sich beziehen wollen. Und dieser Gott nun sendet, wie aus einem langen Schlafe erwachend, seinen Geist in einen solchen Winkel der Welt, nach diesem kleinen verachteten Palästina? Er weiß, daß sein Sohn leiden, ja bestraft werden soll, und tut es dennoch trotz dieser Voraussicht? Und wie soll man sich denn den ganzen Vorgang vorstellen? Gott kann sich doch nicht in einen sterblichen Leib verwandeln, es muß doch ein Scheinleib sein, den er annimmt; dann aber ist's doch eine Überlistung der Menschen. Mit den Prophezeiungen aber komme man niemandem. Die Weissagungen des Alten Testaments können ebensogut auf ganz andere Vorgänge passen: es ist alles prophezeit, weil es geschehen ist, nicht geschehen, weil es prophezeit worden. Ist Christus wirklich Gott, so konnte er nicht leiden, so mußte er Unterstützung durch Gott finden; ein Gott ist auch nicht. Dazu steht die Überlieferung von seinem Leben auf recht schwachen Füßen. Seine Genealogie ist falsch, bei der Taufe war niemand zugegen, und von der Auferstehung zeugen nur ein hysterisches Weib und irgendwelche Zaubergenossen. Auch ist es sehr merkwürdig, daß ein echter Gott bei seinem Auftreten gleich so viel Unglauben findet, daß seine Jünger nicht mit ihm, noch für ihn sterben. Kannte der Verräter wie der Leugner Christus als Gott, so hätten sie sich wohl geschaut, so zu handeln, wie sie getan. Und endlich ist ja auch Pilatus für seine That nicht bestraft worden. Aber auch sonst hilft Gott den Christen nicht: berufen sich diese darauf, daß die Schändung eines Götterbildes durch christliche Hand keine Strafe dieses Gottes nach sich ziehe, so gilt dasselbe vom Christengotte, auch er hilft seinen bedrängten Gläubigen nie aus ihren Nöten. So folgt daraus der Schluß, daß, wie Gott den Juden und Christen bisher nicht geholfen hat, auch ein christliches Rom durch ihn keine Unterstützung finden würde. — Alle diese Widersprüche und Halbheiten haben übrigens die Christen selbst gefühlt und vielfach die Thatfachen und Aussprüche der Evangelien umgebogen und ihnen eine andere Form zu geben versucht; andere wieder haben ein kabbalistisches

Mysterientwesen aus dem Christentum entwickelt, kurz, auch die Christen widersprechen sich gleich den heidnischen Sekten, und demzufolge ist die Wahrheit nicht bei ihnen. Es ist eine merkwürdige und allem menschlichen Gedeihen ins Gesicht schlagende Religion: andere Kulte verlangen Reinheit des Herzens, sie rufen die Sünder und Unreinen; sie bilden eine Gesellschaft von heimlichen, ängstlichen Gottesanbetern, die sich vor Dämonen fürchten; entweder, ruft Celsus, gebt die Welt ganz auf, oder ihr nehmt an allem teil, was uns bewegt, also auch an den Übeln.

Diese Argumente, zwar nicht durchweg neu, wie schon bemerkt, aber doch zum großen Teile so scharfsinnig und in gewissem Sinne so unwiderleglich, daß man sie immer wieder benutzt oder erweitert hat, versucht nun Origenes auf seine Weise, oft nicht ohne Geschick, noch häufiger aber durch sehr lahme Gegengründe zu entkräften. Es würde nach dem Gesagten ermüdend wirken, wollte ich hier auch die Entgegnung auf die Polemik einer Einzelbetrachtung unterziehen. Das hat etwas Negatives. Am frischesten wirkt immer die Persönlichkeit, sie bleibt zuletzt das wahrhaft Positive in der Geschichte der Zeiten. Und so wollen wir dem klugen Heiden nun nicht seinen späten Bekämpfer entgegenstellen, sondern einen anderen, gewaltigen Christen, der ihn durch die Kraft seiner Position bei weitem überragt, an die Seite stellen, den großen Kirchenvater Tertullian, dessen Apologie zugleich mit Augustins Schrift vom Staate Gottes das Gewaltigste ist, was diese Schriftstellerei, die Polemik gegen das Heidentum hervorgebracht hat.

Tertullian ist Afrikaner und gehört einer Schule an, die die lateinische Sprache zum Instrumente eines Virtuosen umzuarbeiten suchte. Aber er hat seine Meister durch die Kraft seiner Phantasie und die Blut seiner Seele bei weitem übertroffen. Hören wir, wie ein Kenner des griechischen und lateinischen Stiles ihn charakterisiert: „Von keinem ist die lateinische Sprache auf einen so hohen Grad der Leidenschaftlichkeit gehoben wie von ihm; das Pathos, das Tacitus mit vornehm verhaltener Indignation zurückdämmt, wird bei ihm zu einer alles Widerstrebende mit sich wirbelnden Sturmflut; er hat die hoheitsvolle Ruhe des Tacitus mit der turbulenten Leidenschaftlichkeit und dem pamphletistischen Ton des Juvenal sowie mit der affektierten Dunkelheit des Persius verbunden . . . Es gibt keinen lateinischen

Schriftsteller, bei dem die Sprache in so eminentem Sinne der unmittelbare Ausdruck des inneren Empfindens gewesen wäre . . . Mit einer geradezu beispiellosen Willkür meistert er die Sprache, um sie in die Fesseln seines herrischen Denkens zu zwingen; er ist so recht eigentlich der Typus des christlichen Sprachschöpfers gewesen, aus den gewalttätigen Neuprägungen atmet der Geist eines Mannes, der von dem Glauben durchdrungen war, daß das Christentum als eine neue Größe in die Welt gekommen sei und daher neue Faktoren für seine Ausdrucksweise beanspruchen dürfe."

Wie der Ausdruck, so der Gedanke. Tertullian besitzt als Römer keine besonders tiefgehende Bildung, die Griechen unter den Verteidigern des Christentums, übrigens auch keineswegs gelehrter als der Durchschnitt ihrer Zeit, sind besser unterrichtet als er. Und doch klingt ihre Stimme dünn und matt neben dem gewaltigen Tonfall des Römers. Das beste Zeugnis dafür ist, daß die Griechen Tertullians Schutzrede in ihre Sprache übersetzt haben. Es ist interessant, den Anfang der Justinischen Apologie mit dem der Tertullianischen zu vergleichen. Wie einfach hatte noch der Grieche darauf aufmerksam gemacht, daß man die Christen nicht auf den Namen allein hin verurteilen dürfe, sondern erst eine Untersuchung anstellen müsse. Tertullian findet in der Entwicklung dieses Gedankens immer neue Pointen. Eine Verdammung, sagt er, ohne Untersuchung erweckt den Argwohn bösen Gewissens; nichts ist ungerechter als zu hassen, was man nicht kennt. Eins widerlegt sich durch das andere: die nicht zu kennen, die man haßt, die ungerecht zu hassen, die man nicht kennt. Alle die, welche erkannten, was sie gehaßt haben, hörten auf die christliche Religion zu hassen, d. h. viele Heiden haben sich durch diese Kenntnisaufnahme bekehrt. Die Heiden tun nichts, als daß sie ihre Ignoranz lieben. Rufen die Gegner, nicht deswegen sei das Christentum gut, weil viele sich bekehrt hätten, nicht die Masse ihrer Bekenner zeuge für die Wahrheit der Lehre, so hat das einen gewissen Schein von Berechtigung, aber nun frage man sich, ob jemand, der sich unter vielen Bösen befindet, sich dessen rühmt. An jedem Übelhaften Furcht und Scham. Böse suchen sich herauszureden und zu entschuldigen, verurteilt brechen sie in Klagen aus. Ganz anders die Christen; Scham, Reue, Furcht bleibt ihnen fremd, der Angeklagte ist stolz.

Dieser wuchtigen Einleitung, wenn man ein solch schnelles in die Dinge Hineindringen überhaupt eine Einleitung nennen darf, entsprechen die weiteren Ausführungen. Das Gerichtsverfahren der Römer enthält den schlimmsten Widersinn. Ihr Foltert, ruft Tertullian aus, sonst, um Geständnisse zu erpressen, bei den Christen tut ihr's, damit sie leugnen (vgl. S. 56). Da ihr es nun umgekehrt wie bei sonstigen Verbrechen macht, so sind wir keine Verbrecher. Wenn ich leugne, d. h. lüge, dann glaubt ihr mir. Die Christen gestehen, die Folter ist also sinnlos. — Der Christenname schadet einem guten Rufe. Er ist gut, sagt man von diesem oder jenem, freilich ein Christ; warum nicht gut, weil ein Christ, oder Christ, weil er gut ist? Man muß doch Verborgenes aus Bekanntem erschließen, nicht auf Grund von Unbekanntem Bekanntes im voraus verurtheilen. Andere, die nichts als Lumpen vorher waren, werden unter den Augen der Heiden plötzlich anständig, und man erfährt nun, daß sie Christen seien. Gerade darüber ärgern die Heiden sich aber noch mehr. — Ganz töricht aber ist die Berufung auf die Gesetze und besonders auf die Verfügung, ein Kaiser dürfe nur nach der Befragung des Senates neue Götter einführen. Die Gesetze sind mannigfachem Wandel unterworfen, viele sind ja längst veraltet und daher abgeschafft worden. Vollends haben sich die Kaiser in der Frage nach der Duldung des Christentums wenig um den Senat gekümmert; die guten Kaiser waren stets milde gegen uns, Nero, den die ganze Welt als Bösewicht kennt, war unser erster Feind: das ist doch wohl entscheidend.

Kein anständiger Mensch sollte ferner den albernen Klatsch vom Kindermord und Kannibalismus der Christen verbreiten. Niemals ist je solch ein Kind gefunden worden. Die Fama lebt nur im Lügen, sie stirbt an der Wahrheit. Und nun stelle man sich doch auch die Gräßlichkeit des Kindermordes vor. Sind wir Christen anders organisiert als die Heiden, die vor solchen Taten doch auch Abscheu empfinden? Man denke sich doch einmal den Vorgang aus: soll es wirklich möglich sein, daß der Oberpriester den Neuaufgenommenen auf Kindermord verpflichtet? Beschuldigt nicht uns, sondern haltet Einkehr bei euch selbst, denkt daran, daß seit noch nicht gar langer Zeit Menschenopfer bei euch aufgehört haben.

Dann wendet sich der Autor in breiter Ausführung gegen die Götter und Götzendienste der Griechen und Römer. Dies

Thema war, wie wir wissen, schon so abgenutzt, daß selbst der spitzfindige Tertullian neues darüber nicht zu sagen weiß. Desto marktiger klingt, was der große Mann über die Christen und ihren Gottesdienst spricht. Wir verehren nur den einen Gott, der die Welt geschaffen, zur Zier seiner Würde, der unsichtbar ist, obwohl er sich sehen läßt, unsafßbar, wenn er auch aus Gnade sich darstellt, unschätzbar, wenn er auch von menschlichen Sinnen geschätzt wird. Sollen wir ihn aus seinen Werken, aus dem Zeugnis der Seele selbst erweisen? Die Seele ist zwar von tausend Umständen bedingt, behindert und bedrängt, aber sie kommt doch hier und da zur Erkenntnis. Alle unsere sprichwörtlichen Redensarten beziehen sich auf Gott, wir sagen: Gott geb's, Gott sieh's, Gott befohlen. So bezeugt die Seele, daß sie vom Ursprung an Christin war. Beim Gebete aber sieht man zum Himmel auf, nicht zum Kapitol. — Gott hat uns seinen Willen durch die Schrift, die Propheten kundgetan. Ihnen danke ich meine Bekehrung: das Christenwesen ist ein Werdeprozeß, die Geburt tut nichts dazu. Unsere Prophezeiungen haben sich alle erfüllt, eure Sibyllen sind Lügnerinnen; ein Bücherschrank unserer Propheten besiegt eure ganze Wahrsagerei, unsere Prophetie ist zudem ja auch viel älter als die eurige. Die Erfüllung aller Weissagungen ist Christus; eure eigene Literatur, der Brief des Pilatus an Tiberius — der Apologet benützt hier eine christliche Fälschung — bezeugt die Vorgänge, die in den Evangelien stehen. Christus hat nicht wie ein römischer König rohes Volk mit Gottheiten beladen, sondern den Gebildeten die Augen geöffnet. Schafft diese Erkenntnis bei den Menschen Besserung, so ist die Religion falsch, die Götzenbilder, Bilder von Toten verehrt.

Alles was bei euch schlecht und falsch ist, das ist der Dämonen Werk. Sie stiften auch wohl einmal Gutes, aber nur zum Scheine. Jeder dieser Geister ist beflügelt, sie erfahren alles. Sie sind's, die die Erfüllung auch heidnischer Weissagungen durch Diebstahl an der Bibel ermöglicht haben, sie machen sich selbst zu Göttern. Stellt einen Besessenen vor das Tribunal: auf den Befehl eines beliebigen Christen zu reden, wird jener Geist sich ebenso gewiß als einen Dämon wahrheitsgemäß bekennen, wie er sich anderswo lügnerisch für einen Gott ausgibt. Werden aber die Dämonen von Christen über Gott befragt, so bekennen sie den Christengott als den wahren.

Ist hier Tertullian ein Kind seiner aufgeregten Zeit, ja, mehr als das, vielleicht der gläubigste Verfechter des Dämonenwahns in jener Epoche, so ziemt es uns natürlich nicht, ihn dafür zu tadeln. Er gibt nur, freilich verstärkt durch persönlichste Akzente, wieder, was vergangene Zeiten, d. h. gerade die Hellenen geträumt hatten. Und andererseits dürfen wir uns auch wohl fragen, ob denn solcher Aberglaube in unserer Zeit ganz ausgestorben ist. Dazu sorgt Tertullian selbst stets dafür, daß, wenn wir einmal an einer Stelle stocken und den Kopf schütteln, die nächste uns wieder aufwärts reißt. Das gilt denn zunächst von dem gewaltigen Kapitel über die römische Religion und über die Staatsfeindschaft, die man den Christen vorwarf.

Es heißt, sagt er da, die Römer dankten ihre Größe ihrer Frömmigkeit. Was nun diese einfältigen römischen Feld-, Wald- und Wiesengötter ihren Verehrern an Dankeszoll entrichtet haben, das steht doch sehr dahin. Aber eine Anzahl Götter sind doch dann erst eingeführt, als Rom schon mächtiger dastand, d. h. die Frömmigkeit scheint doch nach der Größe gekommen zu sein; die große Einfachheit der religiösen Zustände im alten Rom konnte ja auch noch gar keine Frömmigkeit, d. h. keine intensive Götterverehrung hervorbringen. Nein — und nun erhebt sich der Apologet zu einer Darstellung, die in ganz Rom selten ihresgleichen gefunden — nein, die römische Größe stammt geradeswegs von Roms Gottlosigkeit, von Kriegen, Städtezerstörungen und ähnlichem, überall also daher, wo gegen die Götter gefrevelt wird: jedes römische Siegeszeichen bedeutet eine Heiligtumschändung. Diese Götter also, die von den Feinden aller Religiosität verehrt werden, können keine Götter sein. Nein, Gott ist's, der die Reiche hebt und stürzt, Roms Religiosität, seine Gottesdienste sind jung, sie fallen lange nach den orientalischen Kulte.

Die Dämonen geben nun unseren Gegnern den hinterlistigen, zweideutigen Rat ein, zu opfern und uns unser Teil dabei zu denken (vgl. S. 63). Das ist der richtige Rat der Dämonen; überwunden wie sie durch uns sind, üben sie Vergeltung wie rachsüchtige Sklaven. Sie brechen hervor, wie die Bewohner von Arbeitshäusern und Bergwerken. Das schwerste Ansinnen aber, das man an uns stellt, ist das Opfer für das Wohl des Kaisers. Aber wie könnten wir den Göttern dafür

opfern! Denn die Götterkulte sind ja doch so vielfach abhängig vom Willen der Kaiser; durch das Opfer würden wir also die Kaiser ihren eigenen Werken unterwerfen. Wir machen es anders; wir beten zu Gott für den Kaiser. Der Kaiser weiß und fühlt, in wessen Gewalt er steht; den Himmel kann er nicht bekämpfen. Er ist groß, weil er kleiner als der Himmel ist. Zum Himmel blickend, mit ausgebreiteten Händen, barhäuptig, ohne Mahnung beten wir für den Kaiser, für alles Wohl seiner Person zu dem Gott, der uns das geben kann, uns, die wir für seine Lehre sterben, die wir ihm lebendige Opfer bringen, nicht schäbige, kranke Tiere. So, ruft Tertullian, die Nerven seiner Rhetorik zum höchsten, leidenschaftlichsten Pathos spannend, aus, so mögen uns, bei solchem Gebete eure Instrumente zerreißen, eure Kreuze erhöhen, eure Feuer lecken, eure Schwerter den Hals abschneiden, eure wilden Tiere anspringen . . . das tut . . . foltert uns die Seele beim Gebete für den Kaiser heraus.

Das also ist die Staatsfeindschaft der Christen, daß wir dem Kaiser andere Ehren darbringen. Wir machen den Staat allerdings nicht zur Garküche durch den Opferdampf, wir machen die heidnischen Feste mit all ihrer Buhlerei nicht mit. Aber wir sind treuere Diener des Kaisers als die Nichtchristen. In deren Herzen steht nur immer der neueste spendende Cäsar. Alle Kaisermorde sind von Heiden ausgeführt worden, denselben, die für den Kaiser opferten. Sind nun viele Römer Feinde des Kaisers und behandelt man sie doch als Römer, warum nennt man denn uns, die Freunde der Regierung, Nicht-römer?

Für alle Plagen aber, die über uns durch die Heiden gekommen sind, haben wir niemals Rache genommen, obwohl wir es doch könnten. Denn Waffen stehen uns zu Gebote, und unsere Zahl gestattete uns, ganze Heere aufzustellen, zahlreicher als die der Reichsfeinde. Trotzdem wir erst von gestern stammen, erfüllen wir Städte, Inseln usw. Auch könnten wir ja auswandern: da wäre euer Reich wie ausgestorben.

Wir sind keine Reichsfeinde, denn unser Staat ist die Welt. Unsere Genüsse sind von edlerer Natur, als eure Freuden im Zirkus, Theater und in der Arena. Was kümmert das euch; wenn wir keine Vergnügungen der Art besitzen, so ist das zulezt unser Unglück.

Nachdem der Apologet mit einem Nachdruck und einer überwältigenden Kraft, die selbst durch gelegentliche Spitzfindigkeiten und auch Wiederholungen früherer Argumente kaum vermindert wird, so gesprochen, wie nie jemand vor ihm und kaum Augustinus wieder nach ihm, setzt er nun nach dem negativen Teil seiner Rede mit dem positiven ein; nachdem er gezeigt, was die Christen nicht sind, entwirft er nun ein Bild ihres Lebens. Aber der Standpunkt des Apologeten und das eigene Naturell zwingen auch hier immer wieder dem machtvollen Manne das Schwert in die Hand. Kaum hat er ein Bild von der christlichen Gemeindeverfassung gegeben, von der Liebestätigkeit der Christen untereinander, so stößt er wieder gegen den Feind vor. Ja, ruft er, das stört nun wieder einige. Sieh, wie sie sich lieben, heißt es — natürlich, denn jene hassen sich untereinander — sieh, wie sie füreinander sterben wollen — natürlich, denn sie morden sich. Wir nennen uns Brüder, haben alles gemeinsam außer unseren Frauen: gerade da trennen wir, wo die anderen, diese Ehebrecher, Gemeinschaft haben. Aber gleichwohl gelst gegen uns bei jeder Gelegenheit, wenn der Tiber steigt, wenn der Nil nicht steigt, das Geschrei: Mit den Christen vor den Löwen! So? gab es etwa vor Christi Ankunft keine Unglücksfälle, sind nicht gerade der Elementarereignisse vor Christus sehr viel mehr als jetzt gewesen? Ja, verbrannten nicht Sodom und Gomorrha vor der Ankunft der Juden in Palästina? Alle Plagen aber dienen uns zur Mahnung, für euch bedeuten sie eine Strafe. Sind es aber eure Götter, die euch unsertwegen treffen, so sind sie ja recht undankbar und ungerecht gegen euch. —

Wenn nun mancher Grieche unter den Apologeten die Frage gestellt hat, warum man nicht die philosophischen Götterleugner unter den Heiden weiter verfolge, so will Tertullian als der Mann, der keine Vermittelung kennt, davon nichts wissen. Die Philosophen sind alle nur halbe Menschen, ein Christ hat keine Gemeinschaft mit ihnen, an denen allen menschliche Fehler, ja Laster haften. Älter als alle Philosophen ist die Wahrheit, die die Philosophen durch ihren unklaren Skeptizismus wieder ihrer ursprünglichen Einfachheit beraubt haben. Was die Philosophen etwa richtiges haben, das besitzen sie von uns: wir sind der Körper, sie der Schatten. Der Hauptanstoß für euch bleibt aber immer die Auferstehung. Wie kann,

fragt ihr, der Körper aus der aufgelösten Materie wieder erstehen? Denkt da doch an die Zeit vor der Geburt, da wart ihr auch nichts, hattet keine Erinnerung. Du kamst aus dem Nichts, warum kannst du nicht wieder aus dem Nichts erstehen? Alles Wesen der Schöpfung formt sich neu aus dem Untergange, so auch wir. Also, sagt ihr, müssen wir immer sterben, um immer wieder aufzuerstehen? So ist es nicht; erst sind wir sterblich, dann unsterblich. In der Mitte ist eine Grenze, auch für die Welt eine Art Vorhang. Dann erneut sich das Menschengeschlecht zum Gericht. Dann ist kein Tod, kein Wechsel mehr.

Endlich ist unser Tod nur ein neuer Sieg. Eure Grausamkeit ist nur eine Vockspeise, denn trotz der Strafen und Folterqualen werden unser immer mehr. Eure Philosophen raten Standhaftigkeit im Tode an, das sind Wortemacher, wir beweisen durch Taten. Sieht man uns so standhaft, so fragt man unbedingt nach den Gründen dieser Haltung. Wer aber fragt, der tritt uns bei, der will selbst leiden, um Gottes Gnade zu erkaufen. So sind wir denn euren Urtheilssprüchen nur dankbar, Welt und Gott streiten sich um uns: ihr verurteilt uns, Gott spricht uns frei. — — —

Es ist kaum ein erhabeneres Schauspiel denkbar als dieses: hier die römische Größe mit ihrem ganzen kaiserlichen Glanze, dort als ihr Gegner wieder ein Römer, ebenfalls ausgerüstet mit allem, was Rom groß gemacht hat, auch er typisch für Rom durch seine Rücksichtslosigkeit, seine unbeugsame Beharrlichkeit, die Konsequenz seiner Darlegung, seinen schonungslosen Rechtsinn. So wird Rom durch einen seiner größten Söhne bekämpft, und wenn bei derartigen Verhandlungen, bei rein geistigen Auseinandersetzungen je ein Ergebnis erzielt werden könnte, so hätte Tertullian ein Resultat gewinnen können, denn in ihm waren wirklich Riesenkräfte tätig.

Seine Wirksamkeit fällt in eine Zeit, die noch viel mehr als das erste Jahrhundert unserer Ära in religiösen Vorstellungen lebte. Wir haben davon schon kurz gesprochen und werden im nächsten und namentlich im letzten Kapitel gelegentlich der Mithrasreligion noch ähnliche Beobachtungen machen und von dem heißen Bemühen jener Menschheit, durch Kasteiung und Selbstqual Reinigung und Sühnung, Frieden mit Gott zu finden Kenntnis nehmen. Hier möchte ich nur ein konkretes Beispiel herausgreifen, das uns vielleicht deutlicher als irgendeine Schilderung

den Geist der Zeit kennen lehrt. Wir stehen in der Epoche des frommen Kaisers Marc Aurelius, der jenes köstliche Büchlein „Selbstbetrachtungen“ geschrieben, in dem er auch von der christlichen Anschauung über den Tod redet. Er hatte einen Feldzug gegen ein Volk an der Donau unternommen. Da kam sein Heer in eine wüste, wasserlose Gegend. Heiß brannte die Sonne, nirgends ein Tropfen Wasser: das Heer wollte erliegen. Da zeigten sich plötzlich Gewitterwolken, die unendliche Gabe strömte hernieder, so daß das Heer sie kaum fassen konnte, ja, der Wolkenbruch überschwemmte sogar verderblich das feindliche Lager. Jetzt vermochte man neugestärkt den Kampf gegen den Feind aufzunehmen, und bald war der Sieg in der Römer Hand. Diese Tatsache, zugleich mit einer anderen, der Vernichtung einer feindlichen Belagerungsmaschine durch einen Blitz, lesen wir nicht sowohl nur in historischen Berichten, als vielmehr auf einem steinernen Monumente, der Marc Aurelsäule der Piazza Colonna in Rom, die auf besondere Veranlassung unseres Kaisers bis ins kleinste photographirt worden ist. Diese Säule zeigt uns das Ereignis mit erwünschter Deutlichkeit. Die Römer ziehen hier also in quadratischer Marschordnung, in der rechten Seite der Feldherr, der hier nicht Marc Aurel ist; da muß der Zug Halt machen. Es tritt offenbar die Naturgewalt hemmend ein. Wir sehen ein Kind sterbend zu Boden stürzen, ein anderes wild darüber springen. Ein Soldat, im oberen Teile, hebt die rechte unbewehrte Hand und das Antlitz zum Himmel empor. Daneben aber trinkt schon ein Krieger sein Roß hinter einem Geschütz, ein anderer trinkt im strömenden Regen, andere wieder wehren dem Elemente mit schützend emporgehobenen Schilden. Weiter rechts sieht man dann die merkwürdige Personifikation des Regengottes, eine Figur von glücklicher Plastik, der aus Haar und Bart, Flügeln und Armen das strömende Raß quillt. Der Erfolg zeigt sich bald. Die eben noch stockende römische Linie gerät, erquickt durch die Wundergabe, wieder in Bewegung. Aber das Schwert allein braucht nicht mehr zu entscheiden: die Barbaren erfaßt der Wasserschwall, in Gebirgsschluchten sieht man Rosse mit dem hier übrigens nicht sichtbar gemachten Elemente ringen oder untersinken, die Feinde, Vornehme und Geringe, liegen tot am Boden, ihre Waffen sieht man an einem Orte zusammengeschwemmt, ganz so, als ob die Wasser sich wieder verlaufen hätten. Alles dies

hat die Säule zwar recht unkünstlerisch, aber doch mit deutlichem Realismus, in einem klaren Nacheinander angegeben: die Römer beten in der Not des Durstes, der Himmel öffnet seine Schleusen, schon wird's dem Heere fast zuviel des Guten, den Feinden jedenfalls. Dieser Realismus bürgt uns auch für die geschichtliche Wahrheit des Vorganges.

Es ist also ein Wunder, das die bildliche Darstellung ohne Kommentar entwickelt, d. h. in diesem Falle ohne den Kaiser in irgendeiner melodramatischen Attitüde, betend, dankend oder sonstwie vorzuführen. Auf der anderen Szene, da wo der Blitz die feindliche Maschine vernichtet, ist der Kaiser allerdings sichtbar, aber mit antiker Einfachheit, die auch durch den höchst plumphen Charakter der Bildwerke bedingt wird, weist er nur mit der Hand auf den niederflammenden Donnerkeil. Wir wissen nun, daß der Kaiser dem Senate in einem Briefe von dem Wunder Kunde gab; den Brief selbst hatten wir in ursprünglicher Form nicht mehr in Händen. Denn alle Ursprünglichkeit ist in den historischen Berichten verloren gegangen, das ganze Ereignis, das von der Mitwelt durchweg als ein Wunder betrachtet wurde, hat augenblicklich Heiden und Christen zu wildphantastischen Schilderungen angeregt. Der Heide konnte sich natürlich nicht ohne den Schwall seiner Rhetorik zu ergießen, über das Wunder ergehen und glaubte, es magischen Künsten zuschreiben zu müssen, der Christ sah hierin den Finger Gottes. Aber er ging noch weiter. Er entdeckte, das Regenwunder sei auf das Gebet christlicher Soldaten geschehen, und spann das Märchen aus, der Kaiser habe in seiner Not gehört, in seinem Heere weilten Christen, denen auf ihr Gebet alles zuteil würde. Diese hätten denn nun auch für das Heer gebetet, die Befreiung aus der Not sei eingetreten, und seitdem habe die Legion, in der diese Christen gestanden, den Namen der Donnerlegion erhalten. Dies hat wirklich in einer christlichen Schutzschrift gestanden, die dem Kaiser Marc Aurel, dem Zeugen dieses Ereignisses, übergeben werden sollte: so geschäftig war schon die christliche Sage oder Fälschung tätig. Denn wir wissen, daß die sogenannte Donnerlegion, die *legio fulminatrix*, lange vor dem Feldzuge schon diesen Namen führte, daß also die Christen sich eine fast unglaubliche Irreleitung der öffentlichen Meinung erlaubt haben. Sehr bald sind denn auch die Heiden gegen sie aufgetreten und haben erklärt, das Wunder sei nur auf das

Gebet ihres frommen Kaisers in Wirksamkeit getreten. Doch die Christen hatten immer noch nicht genug. Nun ward von ihnen ein wunderlicher Brief des Kaisers an den Senat komponiert, der in überaus phrasenhafter Weise den Bericht über das Ereignis enthält. So ward denn das Wunder immer wieder zwischen den Christen und Heiden hin und her geschoben und bis an die Grenze des Mittelalters in verschiedenartigem Sinne behandelt, bis endlich das Heidentum ausstarb und die Donnerslegion ungehinderten Schrittes durch die Jahrhunderte marschieren konnte. Unsere Zeit hat ihr den Glorienschimmer genommen, die Fälschung der Christen liegt klar vor Augen. Aber sie ist trotz ihrer Naivität viel milder zu beurtheilen als so manche andere, die wir schon kennen gelernt haben. Alle Welt war ja überzeugt, daß der fromme Kaiser mit seinem Heere durch ein Wunder gerettet worden sei. Ein Wunder konnte in den Augen der Christen nur durch Gott geschehen, und da Gott doch schwerlich einem heidnischen Heere und einem christenfeindlichen Imperator durch sein Eingreifen geholfen hätte, so mußte es um der Christen willen, d. h. auf das Gebet christlicher Soldaten hin geschehen sein. In Augenblickes Schnelle entstand, wie bemerkt, diese wunderfame Mär und mußte nach dem Naturgesetze der Legende sich weiter kräftig entwickelnd neue Fälschung nach sich ziehen. Die Erzählung in dieser Form selbst hatte ja einen doppelten Nutzen: sie zeigte nicht nur die Größe des Christengottes, sondern war auch darauf berechnet, die Anklagen der Gegner zu entwaffnen. Die Christen waren somit keine Feinde des Römerstaates, sie sprachen für sein Heil heiße, wunderkräftige Gebete, sie entzogen sich auch nicht der Dienstpflicht. Es galt dabei den Verfechtern des christlichen Glaubens ganz gleich, ob sie selbst und andere ihrer Sittenlehrer das Soldatenhandwerk für den Christen nicht geziemend fanden: gedacht wird in dem leidenschaftlichen Streite des zweiten Jahrhunderts überhaupt oft recht wenig gründlich.

Aber auch die Gegner machen sich dieses Fehlers schuldig, denn auch der heidnische Wunderglaube jener Epoche ist uns bekannt. Die Zeiten des absoluten Skeptizismus sind für die Griechen und Römer vorbei, seine Waffen braucht man nur im Kampfe gegen die Christen, aber sonst ist man ebenso wundergläubig wie diese. So sehr jedoch eine solche Empfänglichkeit dem Christentume nützen mußte, so schwach machte es

die Stellung des Heidentums. Es ist doch ein Zeichen des Alters, wenn man den früheren Glauben mit den kräftigsten und ernstesten Gründen abgetan hat und dann wieder auf die ältesten Geschichten, Orakel, Träume, Vorbedeutungen, Erweckungen zurückkommt. Wir dürfen ja sicher nicht gering von einer Zeit denken, die solche Bedürfnisse des Innenlebens hatte, die sich so verzweifelt nach dem Frieden der Seele sehnte, aber ein trauriger Anblick bleibt dies Chaos doch. Es war ein ganz natürlicher Prozeß, daß das Christentum dieses Wunderwesen auffog, denn am Eingange seiner Religion stand ebenfalls das Wunder und wird das Wunder stehen bleiben, mit welchem Augenmaße auch immer wir sein Wesen betrachten werden.

3. Die Zeit Augustins.

Das dritte Jahrhundert n. Chr., in dem sich allmählich der politische Sieg des Christentums vorbereitet, ist eine der furchtbarsten Zeiten gewesen, die das Abendland, damals also die Welt des Mittelmeeres durchgemacht hat. Alles scheint zu wanken, nirgends ein fester Halt. Der Osten und der Norden waffnen sich in gleicher Weise wider Rom; immer wieder rennen die Perser, die nach langer Ruhe mit orientalischer Schnelligkeit unter gewaltigen Despoten ein machtvolles Reich aufführen und bis ins siebente Jahrhundert auf seiner Höhe halten, gegen die römischen Ostprovinzen an, germanische Völkerfluten durchwogen das Reich, die Provinzen werden unsicher, die Soldateska wirft bald diesen, bald jenen wilden Hauptmann auf den Thron der Cäsaren, den nur wenige starke und zielbewußte Charaktere einige Zeit behaupten können. Es ist ein allgemeines Chaos, in dem alles wüster Barbarei zu erliegen droht. Alle römische Kraft, alle griechische Bildung und Sitte, alles, was der Mittelmeerwelt ihren Charakter verlieh, scheint sich verlieren zu wollen, im Strudel unterzugehen. Aber was Jahrhunderte mühsam aufgeführt haben, das kann doch nicht so schnell in sich zusammenbrechen, und nach Jahrzehnten des Glends siegt noch einmal wieder der alte große Staatsgedanke Roms. Wie Augustus nach den Bürgerkriegen, so eint Konstantin, nach ungleich größerer Not der Zeit ein ungleich größerer Mann, das Reich in seiner Person, eine eiskalte, klare, dämonisch die Zeit erkennende, beherrschende, auf viele Jahrhunderte bestim-

mende, eine echt antike Persönlichkeit, der wir darum, nicht weil er das Christentum zum Siege führte oder vielmehr seinen Sieg erleichterte, den Beinamen des Großen unbedingt geben müssen. Das Christentum ist damals die einzige Potenz, die, durch den Jammer der Welt unberührt geblieben, sich immer stärker und stärker hatte entwickeln können, wo alles ins Schwanken kam, alles in Auflösung geriet. Die Verfolgungen, besonders die einzige, die wirklich systematisch mit allen Mitteln des Despotismus von oben her durchgeführt worden ist, die Verfolgung des Decius hatten das Christentum nicht dauernd geschwächt, sondern im innersten Kern nur gestärkt, so viele seiner Glieder auch aus Angst vor dem Feinde vorübergehend abtrünnig geworden waren. Und als nun aus dem allgemeinen Chaos sich das Imperium wieder selbst findet, als der Reichsgedanke wieder zum Siege kommt, steht neben ihm nur noch die eine Macht, das Christentum, vom Wandel der Zeiten unberührt, ja durch ihn nur neugekräftigt da. Die Staatsklugheit des Konstantin erkannte, daß dem geretteten Reichskörper vor allen Dingen innere Ruhe zur Gesundung und Kräftigung nötig sei, und so ließ er das Christentum im Reiche aufgehen oder das Reich im Christentum aufgehen. Seine persönliche innere Stellungnahme blieb durchaus indifferent, als echter Romane machte er kühl bis ans Herz hinan alles mit, ohne seine Entschlüsse durch irgendein Gebot des Christentums beeinflussen zu lassen. Befreit aus langer Not hat das Christentum seine Person mit einem Mythenscheine verklärt und alle seine Schandtaten, die er der Staatsraison zuliebe für nötig hielt, zu ignorieren oder zu entschuldigen gewußt.

Aber selbst in dieser furchtbaren Epoche, die mit so vielen Feinden von außen beschäftigt war, loderte der Kampf der Geister weiter. Die griechisch-römische Welt hatte, wie bemerkt, sich aus dem Skeptizismus wiedergefunden und neue Positionen besetzt. Die Feinde, die hier dem Christentume entgegentreten, sind von diesem besonders gehaßt, aber auch in gewissem Sinne geachtet worden, weil sie nicht rein negierten, sondern ein eigenes System schufen. Es sind dies die Neuplatoniker, die eine eigentümliche theosophische Ideenwelt ausbildend den engsten Anschluß an die Gottheit suchten, der sie durch Verzückung teilhaftig werden, der sie durch Askese nahe kommen wollten. Sie nahmen zwischen Gott und dem Menschen vermittelnde Kräfte an sie

verwarfen in keiner Weise die griechischen Götter, sondern suchten diese in Begriffsgestalten umgesezt ihrem Systeme von den göttlichen Kräften anzupassen. Sonderbare Orakelsammlungen, die bei ihnen im Schwange waren, nannten Christus einen durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneten Menschen, nur von seiner Göttlichkeit wollten sie nichts wissen. Die Sehnsucht dieser Philosophen nach der Gottheit, ihr reines Streben konnte sie den Christen auch sonst in etwas nähern, und ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden hat denn auch in einzelnen Persönlichkeiten Ausdruck gefunden; der Stifter der Sekte, wenn man so sagen will, war aus dem christlichen Lager hervorgegangen, Augustin ist vorübergehend Neuplatoniker gewesen, und wir wissen, daß ein anderer Anhänger der Sekte den Prolog des Johannesevangeliums laut gepriesen hat. Die Lehre des Christentums aber blieb zuletzt mit dem neuplatonischen Systeme gänzlich unvereinbar; die Neuplatoniker waren trotz der Askese, trotz ihrer Orakel vom höchsten Gotte und seinen Kräften im letzten Grunde echte und rechte Griechen, die mit den Sinnen an der Erde hafteten und es lächerlich fanden, wenn gewisse phantastische Christensekten sich nach einer anderen Welt sehnten, die es doch gar nicht gebe. Aus den Neuplatonikern ist denn auch einer der heftigsten Feinde des Christentums hervorgegangen, der Syrer Porphyrios (geb. 233 n. Chr.), den man im Christenlager 200 Jahre lang mit Eifer bekämpft hat. Seine Schrift gegen die Christen, 15 Bücher an der Zahl, ist mit Gewalt vernichtet worden, mehrere der ihn bekämpfenden Gegner sind ebenfalls verloren gegangen; gleichwohl wissen wir genug daraus, um uns von ihm ein ungefähres Bild machen zu können.

Porphyrios besteht aus Gegensätzen, zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Auf der einen Seite bekämpft er den Glauben der Christen und seine Überlieferung durch alle Mittel einer Kritik, die zwar durchaus nicht von ihm selbst allein gefunden, sondern vielfach übernommen, aber doch jedenfalls fortgesetzt worden ist, auf der anderen Seite begeistert er sich für alle Mystik, ja sogar für die wertlosesten Orakel, deren Fälschung auf der Hand liegt. So hat er ein Buch geschrieben: „Über die Philosophie aus den Orakeln“, in dem er allen Ernstes jene bei den Neuplatonikern gebräuchlichen Göttersprüche über das Wesen des höchsten Gottes, über die Religion der Juden und Christen als tiefste Offenbarung von oben treugläubig hin-

nimmt. So gehen Kritik und Unverstand bei ihm durcheinander. Und dieselbe Beobachtung machen wir in Einzelheiten. Er verurteilt gleich Celsus die allegorische Erklärung der Bibel und vergift dabei ganz, daß er selbst an der allegorischen Deutung der Gedichte Homers festhält.

Sein großes Werk nun, von dem uns nur wenige, aber charakteristische Citate erhalten sind, läßt uns in ihm, wozu auch seine sonstigen erhaltenen Schriften stimmen, keinen eigentlich originellen Kopf erkennen. Die Polemik, die er anwandte, war wie bemerkt nicht neu, ähnliches war schon früher gesagt worden. Aber wie er in seinem großen Werke eben diese früheren Angriffe umfaßte, so scheint er auch die Methode der älteren Polemik weiter entwickelt zu haben. Das Christentum war, wie man richtig bemerkt hat, in der Zeit von Celsus bis Porphyrios durch die Ausgestaltung des Kanons seiner Schriften Buchreligion geworden, und gegen diese einzelnen Bücher der Bibel richteten sich die Einwände des Porphyrios. Er scheint somit die Widersprüche der Evangelien noch deutlicher als sein heidnischer Vorgänger aufgedeckt zu haben und namentlich ist er dem Propheten Daniel energisch zu Leibe gegangen. Schon oben lasen wir (S. 85) Celsus' treffendes Wort von den Prophezeiungen im Alten Testamente; Porphyrios scheint diese Kritik durch eine genaue historische Interpretation des Buches Daniel, das er als eine Prophezeiung nach dem Ereignis, als eine Schrift aus der Zeit des Antiochos Epiphanes bezeichnet, erweitert zu haben: er hat damit der Forschung unserer Tage in denkwürdigster Weise vorgearbeitet. Aber sicher ist dies freilich nicht ganz, es kann sein, daß er auch hier nur rekapituliert hat. Doch eben in dieser Masse seiner Polemik lag seine Bedeutung, die Christen mußten dagegen mit ebenso dicken Büchern auftreten, um die in diesem Feinde sich zusammenballende griechische Polemik in ihrer Ganzheit zu erschlagen. Als Neuplatoniker gehörte zudem Porphyrios der Richtung an, die keine Sekte mehr war, sondern die heidnische Philosophie der Zeit überhaupt darstellte, und so mußte der Kampf des Christentums gegen ihn notwendig so lange dauern, als der Neuplatonismus sich noch kräftig erwies. Dem gegenüber haben denn auch die Neuplatoniker mit dem Feinde fast nie transigiert und sind erst spät der Gewalt gewichen. Die vornehmeren Christen aber, d. h. besonders ein Augustinus, haben den Porphyrios

in gewissem Sinne geehrt, denn er war ein durchaus redlicher, offenherziger Mann, er hat ehrlich bekannt, daß die christliche Religion schon zu seiner Zeit die heidnischen Götter verdrängt habe.

So wird denn der Kampf, den die Christen führen müssen, immer intensiver; je weniger der Feinde an Zahl werden, desto bedeutender werden die einzelnen Persönlichkeiten, die hüben und drüben auf dem Plane erscheinen, desto umfangreicher gestalten sich auch die christlichen Widerlegungsschriften, denn mit der älteren aus Tradition noch immer bekämpften Philosophie galt es nun auch die neue zu befehden. Da ist denn am Ende des dritten Jahrhunderts der Kirchenvater Laktanz gegen den alten wie gegen den neuen Feind mit einem dicken Buche, das er mit einem halbjuristischen Titel „Göttliche Institutionen“ nannte, in die Schranken getreten, ein Mann, der nun schon mit dem ganzen Rüstzeug heidnischer Bildung ausgestattet die Feinde auf ihrem eigenen Boden angreifen will. In Laktanz kündigt sich eine neue Zeit an, in gewissem Sinne haben wir in ihm schon eine Vorahnung des mittelalterlichen Geistes. Wir haben gesehen, daß der Zeitgeist seit mehr als einem Jahrhundert der eigentlichen Wissenschaft, vor allem der exakten, die von den Griechen in so einzig vorbildlicher Weise entwickelt worden war, keine Gunst entgegenbrachte. Man lehnt diese Dinge ab, man will sich der Verinnerlichung des Gemütes widmen. Aber eine wirkliche Feindschaft gegen des Menschen allerhöchste Kraft, gegen diesen edlen griechischen Erkenntnistrieb bringen erst die römischen Kirchenväter auf. Alle Naturwissenschaft, sagt Laktanz, ist ein Unding, die Welt um uns her zu ergründen, hieße dasfelbe, als wollten wir über eine entfernte, nie von uns gesehene Stadt Auskunft geben. Die Natur kann der Mensch doch nicht erkennen; wer das will, ist wahnsinnig. Gott hat dem Blicke des Menschen alles, was innerhalb seines Leibes vorgeht, entzogen, weil er nicht wollte, daß der Mensch nach Dingen forsche, die ihm nicht ziemen. Alle Astronomie ist ein Wahnsinn, die Kugelgestalt der Erde bleibt zweifelhaft, ein Globus ist ein Unding. Es gibt nur eine Wissenschaft: die von Gott, der ganze Sinn unseres Lebens ist die Religion; die Naturforscher nennen Natur, was nichts anderes als den Ruin der Religion bedeutet. Durch dieses trotz aller Torheit gewaltige Wort leitet Laktanz über zu der Weltanschauung, die für die Folgezeit, nur schwach noch einmal durch das Wiederaufleben

der griechischen Mathematik unterbrochen, maßgebend geworden ist. Das ganze Leben wird vom Geiste auf das Gemüt zurückgelenkt, die Wissenschaft wird durch die Bibel verdrängt. Diese wird die Norm für alles, sie muß schließlich auch über die Natur Auskunft geben, das Wunder des Josua verdrängt die Kunde der Sterne, die Astronomie darf höchstens noch in der Astrologie, weil gegen diese nicht alle Christen eingenommen sind, ein dürftiges Dasein fristen. Es ist die Weltanschauung, die später den Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen warf, die Galileis wissenschaftliches Gewissen durch die Folter zu knebeln suchte. Aber wie wir die Pflicht haben, jeden einzelnen Menschen als ein Ganzes zu betrachten, so müssen wir in viel höherem Sinne auch eine solche Entwicklung, eine solche Weltanschauung verstehen. Hand in Hand mit dieser Abkehr von der Wissenschaft geht eben doch die tiefste Einker in das Gemüt. In ihm und in der Bibel wurzeln die letzten Denker des ausgehenden Altertums, wurzeln die tiefsten Geister des Mittelalters, wurzelt ja schließlich auch noch ein Luther. Eins ist mit dem anderen unlöslich verkettet, wir können eine solche Zeit nicht hier herb tabeln, dort loben: auf einem einzigen Boden ist ihr ganzes Wesen gewachsen, und diesen Boden allein gilt's zu kennen.

Und auf dem Boden des Christentums schafft Laktanz neue Werte. Er hat, wie keiner sonst, mit der oberflächlichen Anschauung, mit der die Griechen die Schrecken des Todes zu verdrängen suchten, gebrochen. Wenn die Hellenen zumeist meinten, der Tod habe gar keine Beziehung zu uns, denn lebten wir, so sei er nicht da, träte er aber ein, so seien wir nicht da, so betont Laktanz mit einigen wenigen heidnischen Denkern wieder den furchtbaren Prozeß des Sterbens, des allmählichen Todes. Wenn aber sonst manches, das er oft in höchst oberflächlicher Weise den Gegnern erwidert, notwendig bestimmend wirkt, so hat seine christliche Ethik, die in die Tiefen der Sünde und der sinnlichen Verführungen mit weltficherem Fuße hinabsteigt, etwas unbedingt Erhebendes.

Denn allerdings, die Christen leben jetzt in der Welt. Wenn Tertullian noch meinte, der wahre Christ sehne sich nur so bald als möglich abzuschneiden, so ist nun bei Laktanz zwar noch keine Weltfreundigkeit, wohl aber eine notwendige Abfindung mit diesem Dasein ersichtlich. Der Christ glaubt nicht mehr

an das baldige Nahen des Antichrists und des Gerichtes, vollends hat der Gedanke vom wiederkehrenden Nero keine Stätte mehr bei ihm. Das Ende muß natürlich einmal kommen, und auch Rom — mit Furcht und Bittern spricht der Apologet es aus — muß ihm erliegen. Entsprechend der breiten Anlage seiner Schrift gibt er zwar noch ein in weitesten Rahmen gespanntes Bild der letzten Dinge, aber er glaubt doch nicht mehr an den baldigen Eintritt aller dieser Prophezeiungen.

Nahm das Christentum teil an der Welt, so bestand natürlich auch die Gefahr der Verweltlichung. Ihr sind wie begreiflich viele unter den hervorragenden Kirchenlehrern der Folgezeit erlegen. Da stand nun glücklicherweise als nicht mehr allzu gefährlicher, aber doch als mahrender Gegner allezeit auf dem Posten das Heidentum da. Es war ja, obwohl Konstantin das Christentum freigegeben, noch lange nicht besiegt. Wenn die Christen, wie vorher bemerkt, zweihundert Jahre lang den Porphyrrios bekämpfen zu müssen glaubten, so war dessen Gemeinde groß genug. Sie rekrutierte sich aus den Besten der hellenischen Kultur, aus ihren vornehmsten Geistern. Ihnen tritt nun der Kirchenvater Eusebios gegenüber, eine der letzten Persönlichkeiten des Altertums, denen man wirklich den Namen eines Gelehrten geben kann, ein Mann, dem man trotz vieler Schwächen, trotz einer gewissen Begabung für den Stand des Höflings — so schrieb er ein Buch zur Verherrlichung des Konstantin — und trotz vieler Flüchtigkeiten im einzelnen doch wissenschaftlichen Sinn und einen weit umspannenden Gesichtskreis nicht absprechen darf: er und der spätere Augustin sind die bedeutendsten Typen des untergehenden Hellenismus und Romanismus. Eusebios will die Juden, deren Angriffe noch immer fort dauerten, und besonders die Heiden, d. h. nicht nur die Griechen, sondern auch alle orientalischen Völker widerlegen. Dazu wappnet er sich mit einem gewaltigen Rüstzeug. Er läßt die ganze theologische und historische Weisheit der Ägypter, Babylonier und Griechen, soweit diese sich mit der Frage berührt, in ausführlicher Exzerptenreihe an dem Auge des Lesers vorübergleiten; danach, nachdem er den Widersinn dieser Anschauungen klargelegt, beschäftigt er sich mit der griechischen Philosophie von ihren Anfängen an bis auf Porphyrrios. Alle Sätze dieser Philosophie, die dem Christentum widerstreiten, so besonders die Anschauung vom Schicksale,

erfahren ausführliche Behandlung. Natürlich sicht auch Eusebios mit dem alten Trugschlusse, daß die weisen Griechen, wo sie mit den Juden zu stimmen scheinen, diese benutzt haben, denn sie seien jünger als diese, aber im Unterschiede zu früheren Apologeten ist ihm doch nicht so ganz wohl bei diesem Satze und er gibt wenigstens die Möglichkeit zu, daß Platon zu seiner erhabenen Weisheit durch eine Erleuchtung von Gott her gekommen sei. Aber freilich, so hoch er Platon stellt, glaubt er doch, wie auch die anderen Apologeten, der Athener habe sich, obwohl voll von heiliger Weisheit, vor den Athenern gefürchtet, sie offen zu bekennen. Im letzten Grunde kommen eben Philosophie und Christentum doch nicht zusammen.

Aber die heidnischen Federn ruhten, obwohl das Christentum äußerlich gesiegt hatte, nicht. Vor einigen Jahrzehnten hat sich ein ungenannter Feind der Christen in einer christlichen Gegenschrift wieder aufgefunden. Man pflegt ihn mit Porphyrios zu identifizieren, von dem er in der That einiges entlehnt hat, zu dem er aber auch wieder starke Gegensätze zeigt. Immerhin ist er oder sind die bei ihm zu lesenden Gegengründe scharfsinnig genug; kein geringerer als Harnack hat ihn in seiner Art unwiderleglich genannt. Er hat nach bekannter Methode Angriffe von großer Schärfe gegen die Evangelien gerichtet, deren Widersprüche er zum Teil mit ganz moderner Kritik aufdeckt. So weist er auf die verschiedenen Berichte über die Worte Christi am Kreuze hin und ruft: ja, wenn die Christen nicht einmal über diese letzten Augenblicke Bescheid gewußt haben, so ist eben alles ein episches Gedicht und Wahrheit nicht darin zu finden. Solcher Polemik gegenüber bleibt denn der Christ, der uns darüber berichtet, ziemlich hilflos, wenn er entschuldigend sagt, die ganze Natur sei ja bei Christi Tod in solchem Aufruhr gewesen, daß die Evangelisten notwendigerweise ganz konfus werden mußten und somit ihre Berichte widerspruchsvoll ausfielen. Auch weiß dieser Heide vortrefflich die Punkte, die zum Angriffe locken, zu finden. Bekanntlich ist eine der Stellen im Neuen Testament, die edle Menschen am tiefsten erregt haben, die Episode zwischen Jesus und dem reichen Jüngling. Man hat in der begreiflichen Erregung über dies furchtbar gebieterische Wort, der ja auch die Jünger Ausdruck geben, die verzweifeltsten Interpretationskünste versucht, aber der gewaltige Spruch steht gleichwohl in seiner vollen Eindeutigkeit da. Der

antike Mensch mußte erst recht hier Anstoß nehmen: ein guter Reicher, folgert hier der Heide, hat ja nach diesem Worte überhaupt keinen Nutzen von seiner Tugend, ein Armer dagegen darf frisch sündigen. Das kann Christus, schließt er weiter, überhaupt gar nicht gesagt haben, hier ist Tendenz, d. h. ein sozialer Klassenhaß zu verspüren. Und ganz besonders heftig ist der Heide gegen Paulus eingenommen. Harnack hat hier treffend den Gegensatz zwischen dem Griechen und dem Juden empfunden. Die Dialektik des Paulus, sein rabbinisches Wesen ist dem Hellenen absolut verschlossen, die Auseinandersetzung über das Gesetz und das Evangelium versteht er nicht, er findet Paulus' Haltung da, wo er sich auf sein Römerrecht beruft, bei einem Juden sehr zweideutig. Endlich nimmt er an den Erwartungen der Christen vom Ende, an ihrer Vorstellung vom Untergange des Himmels, am Symbole des Abendmahls den lebhaftesten Anstoß: mit einem Worte, wir haben hier vor uns den Gegensatz zwischen dem rationalistischen, sinnlich zu denken gewohnten echten Hellenentum und der orientalischen Offenbarungsreligion mit all ihrem überwältigenden Reichtum an Heiligung des inneren Menschen, an tiefster und doch faßlicher Moral, wir haben den Gegensatz zwischen Okzident und Orient.

Zur Seite steht diesem Ungenannten der Kaiser Julianus Apostata. Man pflegt von der Höhe der fünfzehn Jahrhunderte herab, die seitdem verflossen sind, diesen Herrscher einen Romantiker auf dem Throne zu nennen, sein Wesen als einen Anachronismus zu bezeichnen. Seinen Zeitgenossen aber erschien dieser Mann als sehr gefährlich; wie ihm die Heiden mit unwandelbarer Treue anhängen, so verfolgte ihn der Haß der Christen mit unauslöschlicher Glut, die aller Würde vergaß. Dem ruhmgekrönten Feldherrn, der den Feind im Felde schlug, wünschen sie verbissenen Sinnes schwere Niederlagen, seinen Tod in siegreicher Schlacht sehen sie als die Rache des Himmels an, und der traurige Zustand Roms nach des Kaisers Tod gilt ihnen natürlich als durch Julian allein verschuldet. Julian selbst hat nie daran gedacht, das Christentum als solches zu verfolgen, so sehr damals auch die Kirchenmänner die Märtyrermiene aufsteckten. Aber er zog die Konsequenzen aus der Entwicklung der Dinge, er erkannte scharfen Sinnes, daß die Christen ursprünglich mit der Kultur des Griechentums nichts zu tun hätten; hatten sie diese ja doch direkt in zahllosen

Schriften wieder und wieder bekämpft. Jetzt war die Welt zum großen Teile christlich geworden, und die siegreiche Einwohnerchaft des Reiches wollte nun auch teilnehmen an dem, was bisher nur die Heiden getrieben, wollte ebenfalls Rhetorik und Philosophie nicht nur lernen, sondern auch lehren. Da aber sprach Julian sein kaiserliches Veto, er entzog den Christen, die ja zur Entwicklung dieser Lehrfächer selbst nicht beigetragen, sondern hier nur auf den Schultern des Heidentums standen, die Lehrfreiheit. Es war durchaus Konsequenz in diesem Schritte, daß aber diese Tat den Christen ins Fleisch schnitt, beweist ihr wütender Haß gegen den Kaiser. Den gleichen Charakter nüchternen Verstandes zeigen seine Schriften gegen die Christen, die uns natürlich wieder nicht erhalten geblieben, sondern nur durch Zitate bewahrt sind, d. h. durch die teilweise recht stupiden Gegenschriften seiner christlichen Feinde. Julian rückt den Christen recht nahe, er will, daß sie auf seine Fragen richtigen, klaren Bescheid geben, daß das polemische Chaos, wie es bis dahin bestanden, indem jeder den Gegner wütend anschrte, aufhören solle. Er ist dabei durchaus ehrlich, er findet die Heiden sittenlos, freilich die Christen seiner Zeit, vielleicht nicht ohne Recht, nicht minder. Dann macht er sich daran, die Widersprüche der Bibel, ganz in der Weise des Celsus, hervorzuheben und das Alte Testament im gleichen historischen Sinne wie dieser als ein Dokument jüdischer Mythologie zu behandeln. Seine Frage, in welcher Sprache wohl die Schlange des Paradieses geredet habe, ist weit entfernt davon ein frivoler Scherz zu sein, sondern soll nur die Gegner auf das Mythenähnliche der Erzählung hinweisen. Und so fährt er denn fort, den babylonischen Turmbau, die Sprachenverwirrung als Sage zu behandeln. Die Juden des Alten Testaments haben ferner gar nichts vor den anderen Völkern voraus, die guten Gesetze der Griechen sind den jüdischen mindestens gleich, die Juden hatten blutige Opfer, sie gaben durchaus nicht den anderen Völkern den Anstoß zu aller Kultur. Die Griechen allein sind's gewesen, denen alle Kultur auf der Welt ihre Ausbildung verdankt. — Schneidend aber wird Julians Polemik, wenn er auf das Christentum seiner Tage kommt. Er wirft ihm vor, daß es die Wut der Märtyrer durch den Umsturz der Tempel und Altäre nachahme. Ihr tötet, ruft er, nicht nur die Heiden, sondern auch die Anhänger der Sekten, die nicht so wie ihr

den toten Christus beklagen. Davon, von solch lautem gehässigen Wesen weiß weder Christus noch Paulus. Die ersten Christen suchten in aller Stille die Menschen für ihre Lehre zu gewinnen. Und dann dieser üppige Kult der Gräber! Überall sehen die Christen die Spuren der Apostel und Heiligen, bauen Gräber und Denkmäler ihnen zu Ehren, während doch Christus die Pharisäer mit häßlichen Gräbern vergleicht und ruft: Laß die Toten ihre Toten begraben.

Doch dürfen wir hier nicht allzulange mehr verweilen, wenn wir dem eigentlichen Thema unseres Kapitels gerecht werden wollen, der Zeit des Augustin. Übergehen konnten wir freilich diese Dinge nicht; wenn wir von dem Manne ein Bild bekommen wollten, der den eigentlichen Schlußpunkt zu dem Kapitel über die geistigen Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum gemacht hat, so galt es, die Zeit bis zu seinem Auftreten einigermaßen kennen zu lernen. Denn, wie erst schon bemerkt, das Heidentum war noch lange nicht tot. Das Elend der Zeit, die Einfälle der Barbaren in das immer blutloser werdende Römerreich, reizte die Heiden, wie schon einmal zu Anfang des dritten Jahrhunderts, zu der bitteren Frage an die Christen: wo ist nun euer Gott? Das Reich ist doch zum größten Theile christlich; hat euer Gott euch in der Zeit der Verfolgung nicht geholfen, so tut er es auch jetzt nicht, er hilft seinen Anhängern nicht, und wir, die Heiden, müssen mit euch vergehen: wer weiß, ob das nicht die Strafe der Götter ist, die durch den neuen Gott entthront worden sind! Und nun erfolgte die Plünderung Roms durch die Goten, ein Ereignis, das auf alle Zeitgenossen den niederschlagendsten Eindruck gemacht hat. Eine neue giftige Schmähschrift aus heidnischer Feder bereitete sich vor. Da trat Augustin auf den Plan. Er war kein weltfremder Asket, er hatte die Sünde nicht wie ein Eremit in der Phantasia schauernd vorempfunden, eher hatte er erfahren, wie nahe der höchsten geistigen Verzückung oft der tiefste Fall ins gemeinste animalische Leben liegt. So war er der Sünde erlegen und hatte sich aus dem Elend durch eigene Kraft wieder emporgearbeitet. Er war der griechisch-römischen Weisheit kundig und verachtete sie nicht, wie manche unter den früheren Apologeten, sondern schätzte seinen Platon und ehrte auch den Porphyrios. Und dazu kam noch eins, in ihm lebte ein Rest von Römerstolz, von Staatsbewußtsein, der sich freilich unans-

geglichen mit der Idee vom Gottesstaate in seiner Seele paarte. In dieser gewaltigen Waffenrüstung warf er sich auf den Feind und schrieb die Bücher vom Gottesstaate, eins der herrlichsten Werke der römischen Literatur nicht minder wie des Christentums.

Er begegnet zuerst der Frage nach den Übeln der Zeit. Natürlich vermag er ebensowenig wie irgend ein Mensch auf der Welt eine entscheidend befriedigende Antwort zu geben. Aber Augustins Gesichtspunkte, zum Teil freilich der heidnischen Philosophie entlehnt, bleiben doch großartig. Nicht daß wir ebenso wie die Bösen leiden müssen, kann nach ihm hier in Frage kommen, sondern die Folgen des Leidens gilt es bei Guten und Bösen zu betrachten. Das Ungemach bessert die Guten, verschlechtert die Bösen. Der böse Heide, wenn er es nicht mehr ertragen kann auf der Welt, nimmt sich das Leben, nur wenige Bessere haben davon eine Ausnahme gemacht; der Christ harrt aus im Elend, bis ans Ende geduldig. Aber solche Fragen sind's ja auch gar nicht allein, die euch bewegen. Ihr klagt nur über das Christentum, weil ihr in euerm alten frevelhaften Überflusse weiter leben wollt. Die ganze Welt um euch herum, die Völker des Ostens beklagen euren Untergang, und ihr schreit nur nach dem Theater; ihr seid schlecht geblieben. — Und nun wendet er sich, ähnlich wie es auch frühere Apologeten gethan, aber mit ganz anderem Nachdrucke gegen die Anschauung, daß Rom durch das Christentum zurückgegangen sei und gibt einen Rückblick auf die römische Geschichte und die angebliche Förderung Roms durch die heimischen Götter, überhaupt durch den Kult der Vielgötterei. All das Elend früherer Zeiten, die Verbrennung durch die Gallier, die großen Niederlagen im Felde, haben die römischen Götter ruhig mit angesehen. Schließen sie denn, als die Gallier das Kapitol erklommen? Da wachten nur die heiligen Gänse und erhielten dann freilich eine Verehrung, ähnlich dem ägyptischen Bestientkult. Schöne Götter, die ihr Volk nicht erziehen, sondern es verlassen, obwohl man sie ehrt. Ein Marius blieb ungehindert in seinem Wüten, edle Bürger gingen zugrunde: das ist das Werk eurer Götter! Wendet euch darum zu Gott! „O Rom voll Ruhm und Ehre, Volk des Regulus und Scävola, der Scipionen, des Fabricius, danach soll dein Streben gehen, scheide zwischen diesem und der abscheulichen Nichtigkeit, der trügerischen Bosheit der Dämonen. Gab dir die Natur, Lob über alle zu erwerben.

so gilt es jetzt dieses zu reinigen und zur Vollendung zu bringen, durch wahre Frömmigkeit, denn die Gottlosigkeit richtet es zugrunde und bestraft es. Jetzt stehst du am Scheidewege, nicht in dir selbst sollst du Ruhm finden, sondern ohne jeden Irrtum in Gott. In alten Zeiten hattest du Ruhm auf Erden, aber nach dem verborgenen Rathschlusse der göttlichen Vorsehung konntest du die wahre Religion noch nicht finden. Auf, erwache, es ist Tag, wie du erwachtest in denen, deren erhabene Tugend, deren Leiden für den wahren Glauben unser Stolz ist, die bis zum letzten Augenblicke gegen die bitterfeindlichen Mächte sich schlugen und durch tapfern Tod sie besiegten, und so durch ihr Blut uns ein Vaterland erworben haben. An dies Vaterland, rufen wir dir mahnend zu, schließe dich an, du sollst zu den Bürgern gehören, deren Asyl die wahre Vergebung der Sünden heißen darf.“ — In diesen gewaltigen Worten, wie sie seit Tertullian nie wieder so köstlich, so tief gemüthvoll ein Römer gesprochen, weist er über die rauchenden Trümmer Roms hinaus nach dem Gottesstaat, wie einst dem Apokalyptiker nach Jerusalem's Zerstörung das neue Jerusalem in den Wolken erschien.

Aber so heiß sein Herz noch für die Rettung römischer Seelen erglühen kann, eben diese Idee des Gottesstaates muß ihn von allem Irdischen ablenken. Es ist nicht umsonst, daß solche Worte vor dem endlichen Falle Roms gesprochen worden sind, ein Jahrhundert früher wäre dieser Ton nicht möglich gewesen. Die ganze römische Geschichte ist Augustin kaum der Mühe wert. Was ist denn erreicht worden, fragt er; nach 240 Jahren Blutvergießens seit der Gründung hatte die Stadt 20 Millien Landes mehr gewonnen! Das Ende von allem war nach Strömen des Blutes die Knechtung des entnervten Staates durch Augustus. Hätte es nun damals schon Christen gegeben, man hätte ihnen sicher all dieses Elend zugeschrieben. — Noch immer ferner hält es der Apologet für notwendig, den Götterglauben zu widerlegen. Er brauchte dabei ihrer Qualität nach keine andern Mittel als die Vorgänger, nur daß er wieder ganz anders in die Breite arbeitet als jene, eine viel größere Belesenheit zeigt. Ihm kommt es vor allem darauf an, den tiefen Spalt zwischen dem Glauben der gebildeten Griechen und Römer und dem des Volkes wieder und wieder zu zeigen und demgegenüber das Christentum in seiner ganzen Konsequenz darzustellen. Und so rühren ihn auch nicht die alten Einwände der Gegner, warum

Gott denn die den Christen so anstößige Heidenwelt hätte werden lassen, warum er den Sündenfall, den er doch voraussehen mußte, zugegeben. Neben den vielen und bedeutenden Abhandlungen der Griechen und ihrer römischen Nachtreter über das Geschick, das Fatum, spielen Augustins Anschauungen, obwohl sie nicht ganz originell sind, um ihrer Entschiedenheit willen doch keine kleine Rolle. Das Römerreich, sagt er, stammt von Gott, wie Assyrer und Perser, wie die ganze Entwicklung der Welt. Er gab das Reich Guten und Bösen, einem Vespasian und Domitian, einem Konstantin und Julian, dem Abtrünnigen. Die Einzelgründe sind nicht deshalb ungerecht, weil sie dunkel sind. Ebenso steht es mit dem einzelnen Menschen: das Fatum und der freie Wille schließen sich nicht aus, denn unser Wille ist nur ein Teil von der Dinge Ordnung.

Von unendlicher Erhabenheit ist sein weiterer Kampf gegen die Philosophie der Heiden. Wer diese ganze Literatur durchmustert, von den ersten oft so ungeschickten und doch so suffizanten christlichen Angriffen auf das erhabene Gebäude der griechischen Philosophie an bis auf diese Zeit, der muß notwendig Augustin die Palme reichen. Seine Vorgänger blieben mit wenigen Ausnahmen an den Außenwerken hängen, die von selbst schon zerfielen, er dringt auf die Zitadelle des Feindes vor. Die anderen schimpfen, er streitet. Er vermag historisch zu denken, das Heidentum ist ihm nicht ein Schwindel, ein Spuk, sondern eine große Weltanschauung. Er ist ehrlich genug, den Kampf für sehr schwer zu halten; denn, sagt er, diese Philosophen stimmen sehr häufig mit uns. Er gibt die auch von Eusebius schon zögernd verlassene Position, daß Platon von den Propheten gelernt habe, auf und verweist dabei auf die chronologische Unmöglichkeit dieser fast schon zum Dogma gewordenen Anschauung. Platon und Porphyrios könnten im Austausch eine christliche Persönlichkeit bilden. Und noch mehr: er gibt zu, daß diese Heiden einen Vorzug vor den Christen besaßen: sie sprachen seinerzeit ihre Anschauungen offen und rückhaltlos aus, ein Christ muß heutzutage sich in acht nehmen, religiöse Ohren zu beleidigen. Das ist nicht nur ehrlich gesagt, sondern in der vollen Zuversicht des Siegers gesprochen, der des Kernes seiner Sache gewiß ist, mag auch hier und da im einzelnen etwas nicht so ganz sicher sein. Wenn also die Feinde, ein Celsus z. B., sich über die Naivetät der

christlichen Schöpfungsgeschichte aufhielten, darüber, daß es Tage schon vor der Erschaffung der Sonne gegeben haben sollte, spotteten, so erwidert Augustin, daß solche Einzelheiten sich unserem Verständnisse entzögen; wenn man frage, was denn Gott vor seinem Werke getan, so sei das ein törichter, ein Gott menschlich messender Einwand: Gott in der Ruhe ist derselbe wie Gott in der Tätigkeit. Die Bibel lehrt, daß etwa 6000 Jahre seit Erschaffung der Welt verflossen seien, und damit scheinen die orientalischen Berechnungen zu stimmen. Aber will man auch den Segnern entgegenkommen und 6000. 6000 Jahre annehmen, so sind diese doch nur kurz gegen die Ewigkeit. Und wenn man auf heidnischer Seite betont, daß nichts gegen die Natur sein könne, so weisen wir Christen auf viele Wunder, die auch in heidnischer Zeit geschehen sein sollen, hin: ein Wunder geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen unsere eigene Naturerkenntnis. — Es ist dies wieder einer der tiefsten Sätze des Augustin, von ewiger Gültigkeit, nicht sowohl, weil er ihn zuerst ausgesprochen hat, als weil er den tiefsten Kern aller Apologetik gegen solche Angriffe enthält und demgemäß heutzutage immer wieder neu gefunden wird. Freilich hat diese Anschauung auch ihre großen Schwächen. In dem Kampfe gegen die treffende hellenische Skepsis hat sich Augustin eifrig nach Wundern umgesehen und sie überall zu finden gemeint; er redet von wunderbaren Krankenheilungen, er will sogar, hier einem alten Volksglauben folgend, durch Beobachtung erfahren haben, daß der Kadaver eines Pfaues unverweslich sei. Er hat damit, namentlich mit diesem letzten Satze, der Anschauung des Mittelalters auf folgenreichste Weise vorgearbeitet, hat mit bewirkt, daß der edle, unerschütterliche Christenglaube, der im Kampfe mit der griechischen Skepsis sich emporgerungen hatte und groß geworden war, wieder zum Aberglauben ausartete.

Demgemäß bilden denn auch seine Anschauungen über die exakte Wissenschaft die Vorahnung des Mittelalters. Die Schönheit der Schöpfung genügt ihm, die Zweckmäßigkeit des menschlichen Körpers ist ihm klar, eine Erforschung des einzelnen hat keinen Zweck. Die grausame Kunst der Ärzte hat zwar den Körper der Toten zerfleischt, aber sie hat bei diesem Werke doch nichts zu entdecken gewußt, die Harmonie eines jeden Organs hat niemand finden können noch zu finden gewagt.

Am Ende seines Werkes faßt er dann die Idee des Gottesstaates in seiner Verwirklichung noch einmal ins Auge. Fünf Zeitalter, entsprechend den Tagen der Woche sind ihm dahingegangen, jetzt ist das sechste da, dessen Dauer sich freilich nicht ermessen läßt. „Danach wird Gott wie an einem siebenten Tage ruhen, wenn er diesen siebenten Tag, dem wir seine Bedeutung geben, in sich selbst ruhen läßt. Von diesen Zeitaltern will ich nun hier nicht im einzelnen reden, aber dieser siebente wird unser Sabbat sein, dessen Ende nicht der Abend ist, sondern der Tag des Herrn, ein achter Tag in der Ewigkeit, verkört durch Christi Wiederkunft, der eine ewige Ruhe nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes bedeutet. Dort werden wir ruhen, dort schauen, schauen und lieben, lieben und loben. Das ist das Ende ohne Ende. Denn ist das ein Ende, das Reich zu sehen, das kein Ende hat?“

Mit diesem fast apokalyptischen Ausblicke schließt der große Mann sein großes Werk. Es steht für uns, wie öfter schon bemerkt, an der Schwelle zweier Zeitalter; dem griechischen Altertum in gewissem Sinne noch gerecht, weist er doch auf eine neue Weltanschauung, die des Mittelalters hin. Der Glanz einer solchen Persönlichkeit tötete die sterbenden Flämmchen der Gegner. Sie hatten ja auch alles gesagt, was zu sagen war: der Standpunkt beider Gegner war unvereinbar. Widerlegt hatte im eigentlichen Sinne niemand den anderen. Die scharfsinnigen Einwände der Griechen waren selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft worden, auch durch Augustin nicht entkräftet. Seine eigene Position aber war so groß, so erhebend, daß sie seine Gesinnungsgenossen über etwaige Zweifel leicht hinwegtragen konnte. Aber durch Gründe, durch Disputationen, durch Bücher und Vorträge von Rhetoren werden, wie immer wieder bemerkt, solche Geisterschlachten nicht entschieden: dafür gibt es in der Geschichte schier unzählige Analogien. Es sind unerklärliche Mächte, die hier ihr Wesen treiben, dem menschlichen Auge zumeist nur durch die Ergebnisse sich enthüllend. Nur so viel können wir hier sagen, das Heidentum starb allmählich an Blutleere. Langsam genug freilich; denn auch das fünfte Jahrhundert, die Zeit Augustins, hat es noch nicht ganz verbleichen sehen, dazu bedurfte es einer längeren Entwicklung. Noch immer weiter schreiben die Christen und Griechen gegeneinander; freilich wird der Ton dieser Schriften hüben und drüben immer

versöhnlicher und akademischer. Aber selbst die Schließung der Philosophenschule von Athen im Jahre 529, die Austreibung der Neuplatoniker bildet noch nicht den Schlußstein dieses Streites. Die Volksreligion der Griechen zählte noch im 9. Jahrhundert n. Chr. auf dem Peloponnes Anhänger, aus byzantinischer Zeit wissen wir von satirischer Schriftstellerei gegen das Christentum, und mancher Literat jener Epoche mochte ein geheimes Glaubensbekenntnis besitzen, das mit der Kirchenlehre wenig zu tun hatte. Aber es sind nur die letzten Zuckungen eines Körpers von einstiger gewaltiger Lebensfähigkeit und Kraftentwicklung. — Die Geschichte der Apologetik zeigt uns dagegen ein stetiges Wachstum der Kräfte bis zur Stabilierung einer umspannenden neuen Weltanschauung. Damit war das Werk der Apologetik vorläufig getan. Aber nur für eine gewisse Spanne Zeit. Die Neuzeit hat die alten Kämpfe wieder aufleben lassen, alle die griechischen Gründe haben sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit wieder eingestellt, und auch die christlichen Antworten sind wieder ähnlich ausgefallen. Ein Ende, ein Ziel ist da kaum abzusehen, auch die vielgepriesene Klärung des eigenen Standpunktes, die man durch den Disput erreicht haben will, ist eine Selbsttäuschung. Mit solchem Hin und Her wird nichts gewonnen. Und doch darf der Skeptizismus hier nicht das letzte Wort behalten, doch sind diese Kämpfe nötig und heilsam. Ein bequemes Sichberuhigen bei den Fragen der Religion ist der Tod der Religion. Die Religion aber, die nicht wirbt, die nicht angegriffen wird, ruht. Das Beispiel Christi, der jeden Tag seines öffentlichen Lebens warb und kämpfte, muß der Prototyp des Christentums bleiben. X